BASTEI

STERNEN FAUST

Fanal der blauen Sonne

Band 187 • Deutschland 1,75 €
Österreich 1,95 € • Schweiz 3,50 CHF
Belgien 2,10 € / Luxemburg 2,10 € / Niederlande 2,10 € / Frankreich 2,10 €
Italien 2,10 € / Spanien 2,40 € / Griechenland 2,40 € / Portugal cont. 2,40 €





Fanal der blauen Sonne

von Gerry Haynaly & Dennis Mathiak

April 2273. In zwei Zeitlinien hat Dana Frost, die Kommandantin der STERNENFAUST, erleben müssen, dass die Galaxis von der Großen Leere heimgesucht wurde. Die letzte Hoffnung liegt jetzt in der Andromeda-Galaxie. Das zumindest erfuhr Dana Frost im »Auge des Universums«. Dort wurde ihr auch mitgeteilt, dass sie in der Andromeda-Galaxie unter den vereinten zwölf Akoluthoren den Kosmischen Appell äußern soll, damit sich im Kosmischem Panthesaurum das Dodekum bilden kann und der Plan der GRAFSCHAFT seine Erfüllung findet. Das zweite Akoluthorum wurde bereits gefunden. Es gehört dem Karolaner Taro, der mit seinem Heros-Eponen durchs All reisen kann. Er begleitet Dana Frost, die er für die »Botin des erloschenen Reiches« hält.

Joelle erwachte unter einer fremden Sonne. Das Gestirn war blau. Sie spürte instinktiv, dass sie hier noch nie zuvor gewesen war. Woher sie das wusste?

Sie hatte keine Ahnung.

Joelle blinzelte ins Licht und erhob sich von ihrem Bett. Mit der rechten Hand beschattete sie die Augen, mit der linken riss sie sich die Decke von den Beinen, schwang sich aus dem Bett und stand auf. Schotter knirschte unter ihren nackten Füßen und bohrte sich in ihre Sohlen. Sie spürte ein leichtes Pieksen. Es war nicht schmerzhaft, nur etwas unangenehm.

Tief atmete sie ein und roch heiße, sandige Luft. Langsam aber sicher gewöhnten sich ihre Augen an den hellen Schein. Allmählich wichen die schwarzen Flecken, die durch ihr Blickfeld getanzt waren.

Joelle ging ein paar Schritte nach vorne und blickte sich um; da war nichts als weites Land vor und neben ihr. Als sie sich umdrehte, war ihr Bett verschwunden. Einsam stand sie in einer steinigen, elfenbeinfarbenen Wüste. Felsen ragten hier und da meterweit aus dem schrundigen Boden in den klaren, blassblauen Himmel. Gerölllawinen bedeckten steil aufragende Hänge. Durch einige Ritzen kämpften sich graue, dornige Zweige.

Wind kam auf. Er wirbelte Joelles Haare durcheinander und blies ihr den Staub ins Gesicht. Sie kniff die Augen zu. Tränen rannen ihr aus den Augenwinkeln die Wangen hinab. Sie trockneten bereits auf den leicht hervorstehenden Wangenknochen, die Max so an ihr liebte. Joelle leckte über die spröden Lippen und schmeckte dennoch staubiges Salz.

Eine Salzwüste, dachte sie. *Naja. Warum auch nicht?*

Einen Fuß vor den anderen setzend schlenderte sie durch die Wüstenei und wunderte sich, dass ihre Füße nicht schmerzten. Die Sonne brannte so sehr, dass ihr der Schweiß von der Stirn tropfte. Hätte da der Boden nicht furchtbar heiß sein müssen?

Ich träume, schlussfolgerte Joelle. *Anders kann es nicht sein. Der Schotter piekst, aber die Hitze brennt nicht. Was für ein Schwachsinn.*

Nach einigen Schritten verlor sie den Boden unter den Füßen. Die Landschaft glitt unter ihr hinweg, es war, als würde sie auf einem Antigravfeld schweben, das sie vorwärts transportierte.

Mit großer Geschwindigkeit raste Joelle auf einen Bergkamm zu und flog durch die Schlucht eines Canyon. Ein wenig Wasser plätscherte in einem steinigen Flussbett. Ein ausgetrockneter Sack mit mehreren Auswüchsen lag am Ufer des Bachlaufs.

Schon war sie daran vorbei und verlor ihn aus den Augen. Immer weiter ging es über die Wüste. Der Fahrtwind wirbelte ihr die Mähne durcheinander, die sie vor dem Schlafengehen erst mühsam gebändigt hatte, damit sie morgens nicht Ewigkeiten vor dem Spiegel verbringen musste. Die Luft flirrte am Horizont.

Joelle flog und flog.

Beinahe hätte sie die Ruine übersehen, die inmitten eines Hains knochenbleicher Baumstämme lag. Sie war aus den Felsen der Umgebung erbaut worden und deshalb kaum zu erkennen. Grobporige Quader türmten sich zu hohen Mauern, in den Stein geschlagene Muster schmückten das Gemäuer. Schmale Scharten bildeten lange Fensterreihen auf der sonnenabgewandten Seite. Felsblöcke in derselben Größe wie die Zinnen der Burg lagen über den Untergrund verteilt. Die Luftwurzeln eines bleichen Baumes überzogen die Säulen seitlings des Eingangs wie altes Tauwerk.

Sachte landete sie und spürte erneut den rissigen Boden unter den Füßen. Ein, zwei Schritte weiter und sie stand vor einem Tor.

»Hallo?«, rief sie hinein und lugte in das schattige Innere. »Ist da wer?«

Niemand antworte ihr, also betrat sie die Halle. Eine tintenschwarze Decke überspannte den Boden, getragen von mächtigen, eckigen Säulen. Sofort machte sich die Kühle bemerkbar.

Joelle fröstelte. Während sie die Wände entlang schritt, rieb sie sich die Arme. Auf beiden Seiten schimmerten Zeichnungen, die bizarre Wesen zeigten. Die Wesen erinnerten sie an ein irdisches Tier, auf dessen Name sie jedoch beim besten Willen nicht kommen wollte. Es waren in den Fels eingefügte Edelsteine und ein blauer, verwaschener Fleck, umgeben von weiteren farbigen Mustern.

Der Hauch eines Luftzugs ließ Joelle verharren und in die Höhe blicken. Ein Loch klaffte in der Mitte der Decke, doch nicht die blaue Sonne strahlte hindurch, sondern der Nachthimmel mit seinen unendlich vielen, funkelnden Sternen. Sie reihten sich aneinander und bildeten eine stellare Perlenkette. Ein spiralförmiger Anhänger baumelte daran. Und ein azurfarbener Nebel formte einen schlanken Hals. Darüber konnte sie ein markantes Gesicht ausmachen.

Joelle riss die Augen auf.

»Dana Frost«, flüsterte sie.

*

STERNENFAUST III
14. April 2273, 7.30 Uhr

»Du hast von *wem* geträumt?« Selma zog eine Augenbraue in die Höhe und streckte Joelle ihren roten Schopf entgegen.

»Von unserer Commodore …«, murmelte die junge Navigatorin und warf einen misstrauischen Blick auf die gezuckerten Missie-Fladen, die man anstelle des üblichen Frühstückssubstrats zu sich nehmen konnte.

Selma grinste. »Okay. Nicht gerade mein Typ dieser Taglieri. Er ist ein paar Jahre jünger als der Ratspräsident, aber für meinen Geschmack noch nicht jung genug.«

»Von unserer Commodore. Nicht unserem«, korrigierte Joelle ihre

Freundin.

Die prustete. »Was wird da wohl dein Max dazu sagen, wenn du von unserer Kommandantin träumst?« Sie knuffte Joelle leicht auf die Schulter und lachte laut auf.

Einige Leute blickten von ihren Tellern auf, unterbrachen für einen Moment lang ihre Gespräche und sahen zu ihnen herüber. Selma winkte ab. Das geschäftige Raunen, Murmeln und Schmatzen brandete weiterhin durch den Freizeitraum, der zu dieser Zeit von vielen als Frühstücksraum benutzt wurde.

»Ich habe von einer Wüste geträumt, okay?« Joelle schob ihre Schale mit der nur entfernt an Porridge erinnernden Frühstückspaste zur Seite und begnügte sich mit einer Tasse aus heißem Synthodrink mit Kakaogeschmack.

Ärgerlich schüttelte sie den Kopf. Sie hätte Selma nicht von dem Traum erzählen sollen. Freundin hin, Freundin her. »Ich muss los«, sagte sie schließlich, nachdem sie sich entschlossen hatte, nichts mehr von ihrem Traum zu erzählen.

Als Joelle sich erhob, lehnte sich Selma über den Tisch und packte ihre Hände.

»Halt, halt!« Selma zog sie zurück auf ihren Stuhl. »Ich bin deine Freundin und nehme dich jetzt ernst. Ehrenwort. Erzähl weiter.« Als Joelle sich wieder setze, erhob Selma ihre Hand zum Schwur und zwinkerte ihr zu. »Also, mit Max ist alles okay?«

Joelle verdrehte die Augen. Mit einer Hand massierte sie die andere und starrte auf ihre frisch lackierten Fingernägel.

»Ja, mit ihm ist alles okay«, erwiderte sie wirsch.

»Das klingt ja nicht sehr enthusiastisch.«

»Er ist im Moment ein wenig anstrengend.« Als Selma anfing, wissend zu nickend, fügte Joelle schnell hinzu: »Aber an meinen Gefühlen hat sich nichts geändert.«

Nachdenklich drehte sie an ihrem silbernen Ring, den sie als kleines Mädchen von ihrer Großmutter Jocelyne geschenkt bekommen hatte. Damals war er ihr viel zu groß gewesen. Nun passte er wie angegossen. Schade, dass ihre *mémé* es nicht mehr sehen konnte. Nach ihrer Auswanderung hatten sich ihre Großeltern und Mutter zerstritten. Ein Streit, der ihr nun – nach der Großen Leere – noch sinnloser vorkam.

»Na gut, zurück zu deinem Traum, hm?« Selma stupste sie an. Joelle blickte auf und sah, wie ihre Freundin ihr aufmunternd zunickte.

»Na gut!«, begann Joelle. »Ich bin aufgewacht. Mitten in einer steinigen Wüste. Und über mir schien eine blaue Sonne.«

»Woher willst du wissen, dass sie blau war?«

»Ich wusste es eben. Einfach so.« Joelle schnipste. »Jedenfalls … Nachdem ich aufgestanden bin, ist mein Bett verschwunden, und ich flog über die Landschaft. Bis zu einer Ruine. Dort bin ich rein, habe durch ein Loch in der Decke geguckt und konnte Sterne sehen. Und die haben sich zu einer Kette samt spiralförmigem Anhänger geformt.«

Selma runzelte die Stirn und nickte nachdenklich. »Kurz und

kompakt. Mhm. Und Dana Frost? Wann tauchte die auf?«

Joelle seufzte. »Gleich danach. Ein kosmischer Nebel bildete ihr Gesicht.«

»Klingt nicht besonders aufregend. Bei all dem Gerede von Sternen-Amuletten.«

»Du meinst die Akoluthoren!«

»Wie auch immer, ist jedenfalls kein Wunder, dass du Dana Frost in einem Traum mit irgendeinem Sternenhimmel in Verbindung bringst.«

»Ja … Schon …«, gab Joelle zu.

»Träume sind Schäume, Liebes. Dein Unterbewusstsein wirft einfach alles durcheinander. Ist ja auch viel geschehen die letzte Zeit.« Dabei warf sie einen Blick über die Schulter, hin zu einem Tisch, an dem ein paar Besatzungsmitglieder der STERNENFAUST II saßen. Aus der *anderen* Zeitlinie.

Joelle blickte auf ihren Timer. »Tut mir leid, aber ich muss echt los. Meine Schicht fängt an.« Sie stand auf, griff nach ihrem Aufgaben-Pad, winkte und lief zum Ausgang.

»Kein Problem«, rief Selma ihr nach. »Ich muss auch gleich wieder ran. Aber tu mir einen Gefallen!«

Joelle sah im Gehen noch einmal zurück und schüttelte den Kopf. Wider Erwarten schwieg Selma tatsächlich und beließ es bei ihrem obligatorischen Zwinkern. Stattdessen leuchtete kurz darauf eine Textnachricht auf ihrem Pad auf.

Träum nächstes Mal lieber von deinem Max. Dana Frost scheint dich zu sehr zu verstören.

*

Als Joelle die Brücke betrat, stand Max bereits an seinem Kommunikationspult und tippte Befehle auf der Touchscreenkonsole ein. Er sah auf, als das Zentralschott hinter ihr zufuhr.

Der Blick aus seinen dunklen Augen ließ sie innerlich aufseufzen. Er nahm es ihr übel, dass sie seine Einladung zum gemeinsamen Frühstück ausgeschlagen und stattdessen etwas Zeit mit ihrer besten Freundin verbracht hatte. Sie hatte versucht, ihm zu erklären, dass Selma eine der letzten echten Freundinnen war, die ihr nach der Großen Leere noch geblieben waren.

Der betont unbeteiligte Blick von Max, mit dem er sich von ihr abwandte, um auf seine Konsole zu starren, war unmissverständlich. Hätte Max ihr eine lange Nase gemacht, wäre er subtiler gewesen.

Sie liebte ihn wirklich; das hatte sie in den letzten Tagen immer intensiver gespürt; die zaghafte Zuneigung war zur echten Liebe gewachsen, und das, was sie gemeinsam durchlebt hatten, hatte sie nur noch mehr zusammengeschweißt.

Doch manchmal klammerte er und war übertrieben schnell verstimmt, wenn sie auch einmal Zeit für sich brauchte. Nach ihrer

Schicht würden sie einige ernste Worte miteinander wechseln müssen, sollte ihre Beziehung nicht irgendwann an diesem Mist scheitern.

»Lieutenant Sobritzky meldet sich zum Dienst, Captain.« Sie salutierte vor Captain Mulcahy, der auf dem leicht erhöhten Sitz des Kommandanten im Zentrum der Brücke saß.

Mulcahy sah von seiner Konsole auf und nickte ihr zu. »Guten Tag, Lieutenant. Ich hoffe, es stört Sie nicht, wenn Lieutenant Briggs Ihnen auf Ihrer Schicht etwas Gesellschaft leistet.«

Joelle schüttelte den Kopf. »Natürlich nicht, Sir. Er sieht mir ja bereits seit seiner Ankunft auf der STERNENFAUST über die Schulter, um die Navigation im HD-Raum kennenzulernen.«

Mulcahy nickte erneut. »Wir werden uns in den nächsten Stunden noch im Schleichflug befinden. Wir sind noch immer dabei, die von Romana Hel'gara vorgeschlagenen Modifikationen der Ortungssysteme durchzuführen. Ich möchte, dass Sie diese Zeit nutzen, um noch einmal den Vorgang eines kurzen HD-Manövers theoretisch mit Lieutenant Briggs durchzugehen. Damit er bestens vorbereitet ist.«

»Vorbereitet?«, fragte Joelle und musste sich zwingen, nicht die Augenbrauen hochzuziehen.

Der Captain nickte. »Commodore Frost denkt, er wäre mittlerweile so weit, ein erstes HD-Raum-Manöver durchzuführen. Natürlich unter Ihrer Aufsicht. Stimmen Sie dieser Einschätzung zu?«

»Bedingt, Sir. Ich denke, Lieutenant Briggs benötigt noch einige Zeit der Einarbeitung.«

Captain Mulcahy wiegte den Kopf. »Commodore Frost hingegen ist der Meinung, dass seine Einlernphase nicht mehr lange andauern sollte und er aktive Erfahrungen braucht. Wir brauchen jeden Mann in unserer außergewöhnlichen Situation.«

Mulcahy verzog während seiner kurzen Denkpause keine Miene. Wie üblich.

Doch Joelle hatte sehr gut verstanden. Wenn ihr oder ihren zwei Stellvertretern etwas zustieß, benötigte die STERNENFAUST jemanden, der bei der Navigation des Schiffes einspringen konnte. »Ich verstehe, Sir.«

Der Captain nickte ihr zu. Seine Lippen bildeten eine leicht geschwungene Linie. Joelle fragte sich stets, ob sie zum Lächeln überhaupt taugten. »Sie können wegtreten.«

»Danke, Sir.« Sie ging zu ihrer Navigatoren-Liege im vorderen Bereich des ovalen Raumes.

»Commander Brooks!« Das war Mulcahys Stimme.

»Ähm … ja, Sir?« Joelle musste schmunzeln. Sie kannte diesen Tonfall, in den Max immer dann verfiel, wenn er sich ertappt fühlte. Was hatte er getan? Ihr hinterhergesehen, statt konzentriert zu arbeiten, wie es eigentlich seine Art war?

»Sie scheinen mir recht unkonzentriert. Alles in Ordnung bei Ihnen?«

»Ja, Sir! Keine Probleme. Ich war nur gerade … in Gedanken versunken.«

Schlechte Ausrede, Schatz!, dachte Joelle. Beinahe tat er ihr leid, obwohl er sich heute so daneben benahm. *So etwas hört Mister Hundert Prozent gar nicht gerne.*

»… wegen einer Methode, mit der ich unsere passive Ortung auf fremdartige Kommunikationsfrequenzen optimieren könnte.«

»Aha. Ich hoffe, Sie teilen diese Überlegungen auch Commander Austen mit.«

»Natürlich, Captain.«

Gerade noch mal gerettet, mein Lieber. Aber jetzt hat er dich für die nächste Zeit im Visier.

»Lieutenant Sobritzky.« Joelles Stellvertreter Stan Yasunara stand von der Liege auf, die speziell für die Bedürfnisse der HD-Raum-Navigatoren entworfen worden war, und nickte ihr grüßend zu. Sie absolvierten die Übergabe; seine Schicht war reibungslos und ohne Überraschungen verlaufen. Dann verabschiedete er sich und Lieutenant Briggs gesellte sich zu ihr. Gemeinsam bereiteten sie den ersten HD-Flug des ehemaligen Rudergängers der STERNENFAUST II vor.

Die Stunden vergingen. Joelle folgte streng dem Protokoll und wiederholte die Erklärungen zur Bedienung der Steuerelemente im Detail, obwohl Briggs und sie diese Prozedur bereits etliche Male durchgegangen waren.

»Schon seltsam«, sagte der Mann aus der »zweiten Zeitlinie«, wie die Stammbesatzung der STERNENFAUST III die alternative Entwicklung des Zeitflusses ohne den STERNENFAUST-Zwischenfall nannte. Sie beendeten gerade einen Probedurchgang des »Eintauchmanövers«. Briggs strich durch sein blondes Haar.

Joelle blickte von der sekundären Steuerkonsole auf, an der für gewöhnlich Briggs saß. »Was ist seltsam, Lieutenant?«

»Diese Situation. Sie ist so … *bizarr.* Jahrelang galt ich als einer der begabtesten Rudergänger des Star Corps. Und nun muss ich mich wie ein blutiger Anfänger in die Navigation eines Raumschiffes einweisen lassen.«

Joelle nickte gedankenverloren. »Die Situation muss unglaublich befremdlich für Sie sein. Sie müssen das gleiche, was wir von der STERNENFAUST III zu verdauen haben, verarbeiten, und dazu noch einen technischen Innovationssprung und eine völlig fremde Schiffsumgebung.«

»Wissen Sie, was das Schlimmste ist?«

Joelle schüttelte den Kopf.

»Dieses Gefühl, aus einer falschen Zeit zu stammen. Einer zweiten Zeitlinie, die sich als Fehlschlag erwiesen hat. Die es gar nicht hätte geben sollen. Eine Zeitlinie, die von der Kommandantin mithilfe dieser Wesen im Auge des Universums künstlich geschaffen worden ist.«

Joelle wusste nicht, was sie dazu sagen sollte, also wechselte sie das Thema. »Gehen wir den nächsten Schritt, Lieutenant: ab in den HD-Raum!«

»Aye, Ma'am.« Er lächelte und sie war froh, dass er ihr den abrupten Themenwechsel offensichtlich nicht verübelte.

Briggs startete unter ihrer Aufsicht alle relevanten Systeme. Sie kontrollierte jede Schaltung, jede Eingabe, stets bereit, jederzeit einzugreifen. Kommandos und Bestätigungen schallten durch den Raum und den schiffsinternen Funkäther. Alles funktionierte reibungslos.

Joelle kam nicht umhin zuzugeben, dass Briggs tatsächlich sehr begabt war. Ihr schien es, als würde der Offizier nicht nur blind das Gelernte nachahmen, sondern intuitiv das Richtige tun.

Beeindruckt lehnte sie sich in der zweiten Navigatorenliege zurück. Nur ab und zu musste sie korrigierend eingreifen. Sollte Briggs sich weiterhin in diesem sagenhaften Tempo einarbeiten, würde er ihr bald schon den Rang ablaufen.

»Ich weiß, was Sie denken«, sagte Briggs, als hätte er ihre Blicke gespürt. »Keine Angst. Ich lerne schnell, ja, aber in den Feinheiten dieser Art von Raumschiffssteuerung sind Sie mir Lichtjahre weit voraus.« Er lächelte. Es wirkte nicht überheblich, nicht arrogant, nicht gekünstelt, sondern einfach nur ehrlich und erfreut darüber, endlich wieder ein Raumschiff steuern zu dürfen.

Joelle linste für einen Augenblick zu Max hinüber, der ihr nur einen kurzen, undeutbaren Blick zuwarf und sich wieder seiner Arbeit widmete, als Briggs sie mit einem überraschten Ausruf aus den dienstfremden Gedanken riss. »Lieutenant Sobritzky!«

»Was ist?« Sie riss den Kopf herum. Das Lächeln war von seinen Lippen gewichen. Er runzelte die Stirn und starrte verwundert auf die Anzeigen seiner Konsole. Joelle tat es ihm gleich und kniff die Augen zusammen.

»Ich habe eine ungewöhnliche Ortung auf dem Schirm.«

»Ungewöhnliche Ortung?«, tadelte sie die unpräzise Ausdrucksweise.

»Ich …«, suchte Briggs nach Worten.

Joelle tippte einige Befehle auf ihren Touchscreen, doch auch sie konnte nichts anderes feststellen, als dass dort irgendetwas im HD-Raum war, das ganz und gar nicht als gewöhnlich zu bezeichnen war.

»Schon gut. Ich hätte es nicht besser ausdrücken können. Ich …«

Plötzlich durchzuckte Joelle ein stechender Schmerz. Sie presste einen undefinierbaren Ton zwischen den Zähnen hervor.

Dann lehnte sie sich mit geschlossenen Augen zurück.

Der Schmerz kehrte wieder, heftiger dieses Mal, und zog sich die Schläfen entlang zur Schädeldecke hinauf. Tränen rannen ihr aus den Augenwinkeln.

»Was *haben Sie, Lieutenant Sobritzky? – Lieutenant? – Joelle!*«

Verschiedene Stimmen riefen durcheinander. Sie erkannte die von Lieutenant Briggs, von Captain Mulcahy und schließlich auch die von Max. Sie klangen aufgeregt, alarmiert, besorgt. Die Symbole auf ihrer Konsole begannen sich in einem bunt flirrenden Wirbel zu drehen und

verschmolzen zu einem grellen, blau leuchtenden Punkt.

Joelle stürzte darauf zu, sich schwindelerregend um ihre eigene Achse drehend – und stand von einem Augenblick auf den anderen in einer elfenbeinfarbenen Ödnis. Der Wind wirbelte Staub auf, der sich auf ihrer Haut festsetzte.

Sie leckte über die Lippen und schmeckte Salz.

Eine Salzwüste, dachte sie. *Warum auch nicht?*

Joelle begann zu fliegen, über die Wüste hinweg, durch einen Canyon, auf eine Ruine zu, die inmitten eines Hains toter Bäume in der brennenden Sonne erodierte.

Dort trat sie in die schattige Kühle des festungsartigen Gebäudes. Fröstelnd begutachtete sie die Wandmalereien und blieb stehen, als ein Windzug sie streifte. Über ihr klaffte ein Loch in der Decke. Sterne funkelten, reihten sich zu einer Kette auf, an der ein spiralförmiger Anhänger baumelte. Und ein kosmischer Nebel formte sich zu einem Gesicht.

»*Lieutenant, wachen Sie auf!*«

Erneut spürte Joelle Schmerzen, dieses Mal auf der linken Wange. Sie schlug die Augen auf und sah in ein Gesicht.

»Dana Frost«, flüsterte sie.

»Ja, die bin ich. Was ist passiert, Lieutenant?«

Joelle runzelte die Stirn. Aber es war doch logisch, was geschehen war! Oder nicht?

»Ich habe geträumt, Commodore.«

»Geträumt?«

»Von Ihnen, Ma'am!«

*

»Ich bitte um Ruhe, meine Damen und Herren. Setzen Sie sich und hören Sie zu.« Dana Frosts Stimme klang nicht eisig, wie die Commodore es ab und an regelrecht zelebrierte. Doch sie klang eindringlich und unerbittlich.

Die Gespräche verstummten, und auch die letzten Brückenoffiziere der STERNENFAUST III setzten sich in die Sessel, die an dem langen Tisch im Besprechungsraum aufgereiht standen. Ebenfalls zu der Besprechung geladen waren Colonel Yefimov, Turanagi und Commander Santos sowie aus der zweiten Zeitlinie Commodore Taglieri, Lieutenant Commander Mutawesi und Lieutenant Briggs.

»Machen wir es kurz und knapp«, begann Frost ihre Einleitung. Hinter ihr leuchtete das Symbol des Star Corps auf dem dreidimensionalen Präsentationsschirm: ein stilisierter brauner Dreadnought, wie er in der Realität nicht mehr existierte, da die Menschheit und all ihre Errungenschaften ausgelöscht waren.

»Während eines Übungsmanövers von Lieutenant Briggs haben er und Lieutenant Sobritzky eine – wie sie es nennen – *ungewöhnliche*

Signatur im HD-Raum geortet. Kurz darauf fiel unsere erste Navigatorin in Trance und hatte eine Art Vision. Habe ich mich korrekt ausgedrückt, Lieutenant Sobritzky?«

Joelle nickte lediglich.

»Gut. Commander Austen hat diese Signatur derweil genauer gescannt. Commander, Sie haben das Wort.«

Austen erhob sich und ging zu dem etwa zwei Meter breiten 3D-Schirm, wo er der Technik einige mündliche Anweisungen gab. Die Beleuchtung dimmte herunter und tauchte den Raum in ein schummriges Zwielicht. Datenkolonnen reihten sich auf dem Schirm aneinander, und in ihrer Mitte flammte eine blaue Sonne auf.

Austen hob die Faust vor den Mund und räusperte sich. Dann deutete er auf das blaue Leuchten. »Dies ist der Stern, der für diese bemerkenswerte Signatur im HD-Raum verantwortlich ist. Es handelt sich dabei um einen so genannten *Blue Straggler*, einen Stern also, der im Vergleich zu Sonnen gleichen Alters schneller rotiert. Möglicherweise ist er durch die Verschmelzung zweier Sterne entstanden. Da er wie ein Leuchtfeuer alle möglichen Arten von hyperdimensionaler Strahlung emittiert, habe ich ihn spontan *Fanal* getauft.«

Der Ortungsoffizier erläuterte einige Daten zum Spektraltyp, wie der Größe und Masse von Fanal. Außerdem wies er darauf hin, dass die Schiffssensoren fünf Planeten gescannt hatten, die um die blaue Sonne kreisten. Einer von ihnen lag in der habitablen Zone und konnte möglicherweise Leben beherbergen.

»*Wenn* jedoch intelligentes Leben auf Fanal II existieren sollte«, führte Austen aus, »dann hat es noch keine technische Zivilisation entwickelt. Zumindest konnten wir keine Radiosignale oder ähnliche Anzeichen einer irgendwie gearteten Technologie empfangen.«

Commodore Taglieri hob eine Hand. »Und haben wir auch in Betracht gezogen, dass eine mögliche Zivilisation des Planeten technologisch so hochstehend sein könnte, dass sie solche Signale vor uns verbergen kann?«

Einen Augenblick lang schien der rotblonde Ortungsoffizier verwirrt und runzelte die Stirn. Auch Joelle wunderte sich über den Einwurf. War Taglieri denn nicht vor der Besprechung über alle Ergebnisse der Nachforschungen informiert worden? Schließlich war er der ranghöchste Offizier neben Dana Frost.

Dana Frost verzog keine Miene, als würde sie ihrem Captain, Cody Mulcahy, in nichts nachstehen wollen.

»Natürlich haben wir auch das in Betracht gezogen«, sagte Commander Austen. »Die Möglichkeit besteht. Aber sie erscheint mir unwahrscheinlich. Allerhöchstens den Wanagi oder den Kad'Chie würde ich eine so hochstehende Technologie zutrauen.«

»Vielen Dank, Commander Austen«, griff Commodore Frost ein, bevor das aufkommende Gemurmel in lautstarke Diskussionen ausartete. »Lieutenant Sobritzky, bitte berichten Sie uns noch einmal

von dem, das wir als Traum oder Vision bezeichnen können.«

Joelle schluckte. Irgendwie fühlte sie sich unwohl dabei, ihre Träume vor den übrigen Offizieren auszubreiten. Auf eine bestimmte Art und Weise hatte es sich um eine sehr intime Erfahrung gehandelt. Doch ihr war bewusst, dass die anderen darüber informiert werden mussten. Also stand sie auf und erzählte. Einige nickten, andere runzelten skeptisch die Stirn.

»Ich vermute«, schloss Joelle ihren Bericht, »dass ich eine Art Affinität entwickelt habe, da ich in der Zeit vor der Großen Leere öfter einen ungefilterten Blick in den HD-Raum wagte. Und dass ich deshalb bereits vor den Instrumenten der STERNENFAUST diesen Strahlungsherd Fanals erspürt habe.«

Dana Frost nickte. »Es gibt noch einen letzten, entscheidenden Sachverhalt, der dieser Ortung und Ihre Vision eine essenzielle Bedeutung für unsere Mission zukommen lässt.«

Joelle beobachtete, wie Commodore Taglieri sich in seinem Sessel zurücklehnte und die Arme vor der Brust verschränkte.

»Das Akoluthorum, das ich trage«, fuhr Dana Frost fort, »veranlasste mich noch vor der Meldung Captain Mulcahys, auf die Brücke zu stürmen«, erklärte Frost. »Im selben Augenblick, als Lieutenant Sobritzky in Trance fiel, pulsierte mein Akoluthorum und ich schreckte von meiner Arbeit hoch. Und nicht nur das. Wie ich inzwischen weiß, hat auch Taros Akoluthorum reagiert. Das heißt, es muss eine Verbindung zwischen diesem ominösen Stern und den Akoluthoren existieren.«

»Was gedenken Sie zu unternehmen, Ma'am?« Colonel Yefimov war es, der die entscheidende Frage stellte.

Vollkommen ungerührt sagte Dana Frost: »Wir werden in das Fanal-System einfliegen und ein Erkundungsteam zum zweiten Planeten entsenden. Nach einigen Umrundungen im Orbit sollten wir sehen, ob es die Ruine aus Lieutenant Sobritzkys Vision tatsächlich gibt. Für den Fall, dass es so ist, haben wir vielleicht eine echte Spur zum dritten Akoluthorum gefunden.«

»Wie gehen wir vor, wenn es diese Ruine tatsächlich gibt?«, wollte Captain Mulcahy wissen.

»In diesem Fall werden Sie das Kommando übernehmen. Colonel Yefimov, Sie stellen zwei Fireteams zusammen. Außerdem werden Mary Halova, Taro, Turanagi und – auf eigenen Wunsch – Lieutenant Sobritzky das Team begleiten.«

»Ist Taro denn schon so weit?«, wollte Taglieri wissen. »Es ist nur wenige Tage her, da lag er im Koma. Und als er erwachte, hat er Bruder William niedergeschlagen.«

»Ihm ist dabei im Grunde der selbe Fehler unterlaufen wie uns«, erklärte Dana Frost. »Taro reagierte unerwartet heftig auf das Neuro-Zyt Ihres Nadlers, und Bruder William reagierte unerwartet heftig auf den Mentalstoß, den Taro ihm verpasst hatte. Keiner wollte dabei den anderen ernsthaft verletzen. Ich denke daher nicht, dass sich das

wiederholen wird.«

»Hat er sich schon geäußert, ob er dauerhaft auf der STERNENFAUST bleiben will?«

»Nicht direkt«, sagte Dana Frost. »Aber er machte keinen Zweifel, dass er mich für die Botin des erloschenen Reiches hält, von der er in Legenden gehört hat. Und da er offensichtlich das gleiche Ziel hat wie wir, gehe ich davon aus, dass er uns vorerst nicht verlassen wird.«

»Außerdem macht Taro erstaunliche Fortschritte beim Erlernen der Solaren Sprache«, meldete sich nun Turanagi zu Wort. »Und die mentale Kommunikation zwischen uns beiden klappt immer besser.«

Neben Joelle gab Max einen undefinierbaren Laut von sich. Als sie zu ihm herüber sah, erkannte Joelle, dass er seine Hände um die Armlehnen presste und sie vorwurfsvoll musterte.

»Gibt es ein Problem, Lieutenant Brooks?«, fragte Frost.

Max sah zu der Commodore und nickte. »Bei allem gebührenden Respekt, Ma'am, aber es sind zu viele Unwägbarkeiten in dieser Mission. Und Lieutenant Sobritzky scheint irgendwie unter den mentalen Einfluss des Planeten geraten zu sein. Gerade deshalb sollte sie nicht an der Mission teilnehmen.«

Dana Frost musterte ihn einen Moment lang, dann sagte sie: »Ich verstehe Ihre Sorge. Aber da es Lieutenant Sobritzkys Vision war, die uns auf die Spur brachte, könnte es sein, dass sie auf dem Planeten weitere Informationen erhält.«

Joelle spürte, wie ihr Kopf rot anlief. Sie presste die Lippen aufeinander und sah Max so lange stumm an, bis er ihren Blick erwiderte und zusammenzuckte. Sie wusste, dass nur die Sorge aus ihm sprach, aber es war genug. Joelle war Offizierin des Star Corps und nicht irgendeine Zivilistin. Wie konnte er es wagen, sie offen als Sicherheitsrisiko für den Einsatz zu bezeichnen.

»Tue uns beiden einen Gefallen«, flüsterte sie ihm zu, während Dana Frost einige weitere Details erläuterte. »Hör auf, mich wie ein kleines Kind zu behandeln.«

Ein Räuspern lenkte Joelle von Max ab. Es war Commodore Taglieri, der die Aufmerksamkeit auf sich lenkte und Frost erwartungsvoll ansah.

»Die Kommandantin und ich haben uns darauf geeinigt«, erläuterte Taglieri, »dass die STERNENFAUST aus Sicherheitsgründen nur in die Nähe des Fanal-Systems vordringen wird.«

»Soll das Außenteam sich in einem Shuttle dem System nähern?«, wollte Captain Mulcahy wissen.

»Unter dem Geleitschutz von vier Jägern werden zwei unserer HD-Flugtauglichen Shuttle so unauffällig wie möglich den Zielplaneten ansteuern. Das heißt: eine Etappe in die Peripherie des Systems, intensive passive Ortung; eine zweite Etappe zur Ortung des Planetenumfelds; die dritte Etappe soll das Geschwader so nahe wie möglich an den Planeten heranbringen und die Landung auf energetisch niedrigstem Level geschehen. Die STERNENFAUST wird

sich jeweils so kurzfristig wie möglich beim Zielgebiet aufhalten und nach dem Ausschleusen der Schiffe per HD-Sprung auf Sicherheitsabstand gehen.«

»Details entnehmen Sie bitte dem Briefing«, fügte Dana Frost hinzu. »Außerdem möchte ich meinen Ausführungen hinzufügen, dass Commodore Taglieri das Projekt für die Wahl des Senats zurückstellen möchte, bis diese Mission beendet ist. Wir konzentrieren unsere ganze Aufmerksamkeit der Erkundung von Fanal II. Dies hat oberste Priorität, und jeder soll sich voll und ganz darauf konzentrieren.«

»Darf ich fragen, wie viele Personen sich bereits zur Wahl gemeldet haben?«, wollte Jake Austen wissen.

»Jeder an Bord dieses Schiffes soll sich aus freien Stücken zur Wahl stellen«, erklärte Taglieri. »Auskünfte über die Zahl der Personen könnte jemanden aus den falschen Gründen motivieren, sich zu melden. Daher gebe ich darüber keine Auskunft.«

»Sie können wegtreten«, beendete Dana Frost die Sitzung.

»Auf ein Wort, Ma'am.« Colonel Yefimov stand auf und versperrte Joelle die Sicht auf die Commodore. »Ich habe einen kurzen Blick in das soeben erwähnte Briefing geworfen. Es geht um die von Ihnen gewünschte Zusammensetzung der Fireteams.«

Die beiden verließen den Besprechungsraum in Richtung von Frosts Büro. Auch Joelle ging aus dem Raum, um sich auf den Einsatz vorzubereiten. Max heftete sich an ihre Fersen und raunte ein »Wir müssen miteinander reden«.

Joelle stieß die Luft durch die Nase aus, und es war ihr klar, dass Max es hatte hören können. Dann drehte sich zu ihm um und legte ihm ihre Hand auf die Brust.

»Wir sehen uns nach dem Einsatz.«

Ohne ein weiteres Wort machte sie kehrt und verließ die Brücke in Richtung ihrer Kabine.

*

Nautia stutzte.

Wie ein flüchtiger Gedanke schoss eine Erinnerung durch ihr Bewusstsein, doch im nächsten Augenblick war der Gedanke auch schon wieder fort, ungreifbar im Meer des Vergessens verloren. So sehr sie sich auch bemühte, nicht das geringste Echo dieser Eingebung ließ sich festhalten.

Sie schüttelte den Kopf und blinzelte die Wassertropfen aus ihren Augen.

Langsam beugte sich Nautia zurück, und die wohltuenden Strahlen der Brause sparten ihren Kopf aus, perlten nur noch über ihren Körper, prasselten auf die Farne an der Wand und verschwanden im Abfluss neben ihren Beinen. Wie winzige Kügelchen rollten die Tropfen über ihre Arme und vereinigten sich zu kleinen Rinnsalen, die jede Faser

ihres Körpers benetzten.

Hatte sie es sich nur eingebildet? Was immer es gewesen war, es musste etwas Wichtiges gewesen sein. Aber was? Resignierend ließ sie die Arme sinken. Ihr Atem, der sich gerade noch beschleunigt hatte, beruhigte sich wieder. Das Grün der ausgerollten Blätter tat ein Übriges: Es entspannte ihre aufgewühlten Sinne, die noch vom morgendlichen Weckritual in Aufruhr waren.

Nautias Augen genossen das Halbdunkel des Duschraums, wo zwischen den Fugen der moosbewachsenen Steine die wasserfressenden Pflanzen wurzelten, die sie vor allzu neugierigen Blicken abschirmten.

Sie bemerkte die bauchige Vase aus Kupfer, auf deren Deckel die Flasche mit Casonne-Öl auf ihren Einsatz wartete. Das Kupferungetüm hatte in den Wochen, seit Mutter fort war, grüne Patina angesetzt, die stellenweise in Schwarz überging. Dennoch wagte es Nautia nicht, das alte Erbstück mit der Scheuermilch zu entweihen. Obwohl das Fläschchen fest verschlossen war, konnte sie den süßlichen Duft der Schlingpflanzen förmlich riechen. Zu wertvoll war das Öl, als dass es sich in der Wärme der Sonne verflüchtigen durfte. Das hatte ihr Mutter bereits eingebläut, als sie ein kleines Ding von drei Jahren gewesen war.

Mutter!

Siedendheiß fiel es ihr wieder ein. Heute war der Tag, an dem Mutter spätestens wieder zurück sein wollte!

Nautia stellte das Wasser ab und spähte erwartungsvoll durch die Lücke zwischen den Farnen, die auf die Lichtung zwischen den Bäumen hinabwies. Doch dort unten regte sich nichts – weder eine Spur von Mutter noch von einem anderen Mitglied ihrer Expedition. Nicht einmal ein Bote war zu sehen, der vielleicht die frohe Kunde der baldigen Rückkehr ihrer Mutter überbrachte. Aus dem Sumpf auf der anderen Seite der Lichtung drangen schwach die Laute von zwei miteinander kämpfenden Dornvögeln an ihr Ohr. Sollten sie sich doch gegenseitig umbringen! So konnten sie wenigstens niemandem aus Nautias Dorf auflauern, obwohl sie hier in ihrem Baumhaus vor den armlangen Schnäbeln der Tiere geschützt war. Gegen die Gitter aus schnell wachsendem Sumpfgras kam auch der kräftigste Dornvogelschnabel nicht an. Warum auch? Die Vögel hatten längst gelernt, dass sie gegen Nautias Sippe nichts ausrichten konnten. Die Fallen vor den Terrassen der Baumhäuser hatten den Rest erledigt. Hunderte Dornvögel waren in den Kupferkesseln des Dorfes gelandet, ehe die dummen und aggressiven Tiere begriffen, wen sie sich da zum Feind gemacht hatten.

Hier, am Rande der Siedlung der Gyaan, tat sich seither selten etwas. Dazu lag das Baumhaus von Nautia und ihrer Mutter zu weit abseits von Daruas Wohnbaum, der ihrer Stellung als Dorfältesten gemäß im Zentrum der Siedlung stand. Und das war auch gut so. Nautia konnte ziemlich unbehelligt von den anderen heranwachsen. Vor allem brauchte sie keine Angst zu haben vor den wilden Jungen und ihren

männlichen Lehrern. Und auch Darua hatte sie – abgesehen von dem alljährlichen *Fest der Tatkas* – kaum zu Gesicht bekommen.

Doch heute war dies anders. Sie *musste* zu Darua, auch wenn es bedeutete, dass sie dabei Ulesi, Nawati und Co begegnete.

»Wenn ich bis zum achten Oktagon nicht zurück bin«, hatte Mutter ihr eingeprägt, ehe sie Nautia im Baumhaus allein zurückließ, »bringst du diese Karte zu Darua. Sie wird entscheiden, was zu tun ist, hörst du?«

Die Karte!

Nautia hatte genickt und Mutter zugesehen, wie sie die Karte in eine Lade der Kommode aus Wurzelholz legte. Sie liebte das Möbelstück, dem man noch immer ansah, wie das Holz einst in dieser Form gewachsen war. Die einzelnen Fächer ließen sich in alle Richtungen herausziehen. Doch in welchem Fach lag die Karte?

Hektisch zog Nautia eine Lade nach der anderen aus dem glänzenden Holzblock. Dabei umrundete sie die Kommode, die frei im Raum stand, damit sie an die Fächer auf der Rückseite herankam. Aber da war nichts!

Nautia umkreiste den Block ein zweites Mal, strich über das glatte gemaserte Holz, als wolle sie sich dadurch an das richtige Fach erinnern. Doch sie konnte die Karte nicht finden.

Schließlich ließ sich Nautia auf dem Boden nieder und wischte sich mit einem Arm über die Augen.

Konzentriere dich! Wo ist die Karte?

Sie schloss die Augen. Sie hatte doch … die Karte aus weißer Weidenrinde … sie hatte sie angesehen und … Erinnerungsfetzen blitzten auf. Ein Arm, die Lade, die Karte … wie sie die Karte wie einen Schatz in der Hand wog …

Jetzt erinnerte sie sich wieder. Zwei Wochen nach Mutters Aufbruch war Nautia das Versteck nicht gut genug erschienen. Sie hatte die Karte aus der Lade herausgenommen und woanders versteckt.

Nur wo?

Sie ärgerte sich über ihr schlechter werdendes Gedächtnis. Ob das mit dem Erwachsenwerden zu tun hatte?

Nautia blickte durch den Hauptraum des Baumhauses. In der Mitte wuchs der knorpelige Stamm des Baumriesen durch ein riesiges Loch im Fußboden in die Höhe und verschwand in einer Öffnung in der Decke. Seine raue Haut erinnerte an die der Tatkas, aber die Farbe war anders. Sie war brauner, und der Stamm strahlte Kraft und Stärke aus. Wo Luftwurzeln aus dem Stamm traten und sich wieder mit ihm vereinigten, klammerten sich die feinen Ästchen der rosafarbenen Schnabelblüten, die Nautia so sehr gefielen. Gerade jetzt zu Beginn der Regenzeit bildeten sich Unmengen der kunstvollen Blüten, mit denen Nautia am liebsten alles im Haus dekoriert hätte. Aber dann wären die zarten Gebilde schnell vertrocknet, also beließ sie es bei einem frischen Strauß am Haupteingang.

Zwei Kisten und weitere bauchige Bodenvasen standen am anderen

Ende des Raumes, aber Nautia war sich sicher, dass sie keinen dieser Behälter als neues Versteck für die Karte gewählt hatte. Warum war sie auch so vergesslich?

Wahrscheinlich war sie einfach mit zu vielen Dingen beschäftigt.

Missmutig stapfte sie durch das Zimmer. Im angrenzenden Essraum hing ein Wasserbecken an der Wand. Von oben konnte Nautia sehen, wie ihr Frühstück, zwei Hornschnecken und eine Plattmuschel, darum kämpfte, wer von ihnen sich unter den Steinen verstecken durfte. Belustigt sah Nautia ihnen eine Weile zu, ehe sie sich erinnerte, warum sie hierher gekommen war. Über dem Becken hing das schüsselförmige Netz, mit dem entweder sie oder Mutter die Schalentiere von den Versorgungsteichen nach Hause trugen. Und neben dem Netz …

Nautia sprang über die Kissen, auf denen sie üblicherweise beim Essen saß, und hangelte sich zu dem Balken hoch, an dem das Netz hing. Mit schnellen Armbewegungen griff sie in den Hohlraum dahinter und bekam etwas mit einer harten Kante zu fassen – Mutters Karte!

Erleichtert ließ sie sich nach hinten fallen und landete auf den weichen Polstern.

*

Nautia zog die Vorhänge aus geflochtenem Sumpfgras hoch, und ließ damit die ersten Strahlen von Gy ins Esszimmer scheinen, die ihren Weg durch das Blätterdach der Wohnbäume gefunden hatten. Die Muschelschalen vom Frühstück flogen in hohem Bogen durch das Fenster und landeten zwanzig Meter tiefer neben dem Stamm eines zweiten Baums. Irgendwann heute Nachmittag würde sie dort aufräumen müssen, aber jetzt war es wichtiger, dass sie Mutters Karte zu Darua brachte.

Mit Schwung schob Nautia die Umhängetasche über den Kopf und steckte die Karte hinein. Die Rinde raschelte beim Zusammenfalten leise, ein Geräusch, das Nautia mochte, erinnerte es sie doch an ihre Mutter.

Nautias Mutter gehörte zu einer Gruppe von Vergangenheitsforschern, was bei den Gyaan äußerst ungewöhnlich war. Es gab zwar spezielle Gruppen, die für alles Mögliche zuständig waren – für die Nahrungsmittel, für die Verteidigung, für die Wasserversorgung –, aber Forscher?

Welchen Sinn machte es, alte Steine umzudrehen? Nautia schüttelte langsam den Kopf. Steine konnte man nicht essen.

Gut, wenn einem ein Dornvogel gegenüberstand, konnte man den Stein vielleicht werfen, aber sicher nicht so riesige Blöcke, wie ihre Mutter zusammen mit den zehn anderen aus ihrer Forschergruppe schon ins Dorf geschleppt hatte. Wenn da nicht die hübschen blauen Symbole auf einer Seite der Steine gewesen wären, hätte man sie

vielleicht als gewöhnliche Mauern rund um die Teiche verwenden können. Aber Mutter hatte nur gelacht, als Nautia ihr diesen Vorschlag machte. Mutter hatte ihr dann ihre Mutmaßungen über die Informationen in den Zeichen erzählt. Dass es Wasserlöcher sein könnten, oder Augen, oder ein Planet so wie Gya, oder womöglich eine Sonne wie Gy, deren Sonnenstrahlen Nautias Haut erwärmten.

Die Gyaan wussten, dass es noch andere Welten wie Gya gab, aber die wenigen Besucher von anderen Planeten kamen so selten, dass außer Darua, der Dorfältesten, niemand von einem Kontakt berichten konnte, bei dem er selbst dabei gewesen wäre. Alle anderen Erzählungen waren Geschichten von Großeltern oder von Freunden der Großeltern. Oder womöglich noch älter und vielfach weitererzählt, fast wie die Legenden aus einer tiefen Vergangenheit, in der die Gyaan noch nicht in den Bäumen gewohnt hatten.

Auch Mutter hatte noch nie einen Fremden gesehen, obwohl sie als Forscherin am ehesten die Chance dazu gehabt hätte. Darua war es auch gewesen, die vor acht mal acht Oktagonen hoch oben im Norden einen Eponen entdeckt hatte.

Nautia seufzte leise bei der Erinnerung an den Eponen, in den Mutter so viele Hoffnungen gesetzt hatte. Sie hatte zwar nicht zu träumen gewagt, dass ihr Findling ein Heros-Epone sein könnte, aber dass er so schwach war, dass er starb, bevor Mutter mit ihm auch nur einen einzigen Sprung auf Gya ausführen konnte, schmerzte doch sehr. Da war es für Mutter und damit auch für Nautia ein großer Trost, dass der Epone in seinem Sterben drei Jungen zur Welt gebracht hatte, die sich seither in der Nähe von Nautias Wohnbaum herumtrieben.

Nautia versuchte, die drei mit ihren Gedanken zu rufen, aber wie so oft reagierten sie nicht. Bis heute hatte Nautia nicht herausgefunden, ob die drei sie nicht verstanden oder nur nicht verstehen wollten – es waren eben junge Eponen, die noch chaotischer waren als Gyaan-Babys.

Sie sah hinüber zu Mutters »Schatzkiste«, in der die Erinnerungsstücke ihrer Großmutter aufbewahrt wurden. Es war zugleich der Lieblingsort der Eponen, nachdem sie auf Mutters Ruf ins Baumhaus gekommen waren. Aber der Platz über dem Deckel der Kiste war leer – keiner der drei war gekommen.

Auch gut.

Nautia wiegte den Kopf nach links und nach rechts, drehte sich um und kletterte über die Strickleiter dem Boden entgegen. Kurz folgten ihre Blicke einem blauen Lomolo, der an ihr vorbeiflatterte. Die Seile schwankten unter der Last, und mehr als einmal schlugen die Quersprossen gegen die Luftwurzeln des Heimatbaums, was bei den dicksten Wurzeln einen hohlen Klang wie vom Blasen einer Hornschnecke hervorrief.

Die letzten Sprossen sprang sie hinunter, um nicht an der Statue des Hausgeists anzustoßen, der sie aus großen Augen ansah, so als wollte er sie tadeln, weil sie nicht schneller zu Darua aufgebrochen war.

»Hallo, Nautia«, schallte eine Stimme durch das Unterholz.

Nautia brauchte sich erst gar nicht umzudrehen, um zu wissen, wem die Stimme gehörte. Es war Ulesi!

»Hast du dich endlich für mich entschieden?«, stellte er die Frage, die wie ein böses Feuer in ihrem Haupthirn brannte.

Sie wandte den Kopf. Er musste sich angeschlichen haben, denn er stand keine zwei Armlängen von ihr entfernt, nur durch die Luftwurzeln von ihr getrennt. Nautia hatte sich nicht geirrt, es war unzweifelhaft Ulesi, wie er da breitbeinig vor ihr stand, die Arme mit den blauen Flecken in einer Geste ausgebreitet, als wollte er sie umarmen.

»Das würde dir so passen«, rief sie ihm durch die Lücken in den Wurzeln zu. »Sicher nicht!«

Aber das schien ihn nur noch mehr anzustacheln, denn er machte Anstalten, den Stamm zu umrunden.

»Du sollst mich in Ruhe lassen!«, giftete sie ihn an. Sie spürte, wie sich ihr Magen zusammenzog.

Ulesis Augen blitzten. Er streckte die Arme in ihre Richtung aus und …

Nautia glaubte, ihre Herzen würden einen Schlag aussetzen. Der Gedanke, Ulesi könnte gegen ihren Willen in sie eindringen, kroch in ihr hoch wie ein Pfeilwurm, der sie von innen her auffraß.

»Niemals!«, schrie sie.

Panisch drehte sie sich um und floh.

*

Erst an der Treppe, die zu den Muschelteichen hinunterführte, wagte Nautia, langsamer zu laufen.

Sie blickte sich nach ihrem Verfolger um, doch von Ulesi war nichts mehr zu sehen. Entweder hatte er aufgegeben, oder er vermied es, ihr in aller Öffentlichkeit nachzustellen.

Erleichtert atmete sie auf. Sie straffte ihren Körper und versuchte, betont langsam die Stufen hinunterzuschreiten. Die Muschelzüchter brauchten nicht zu sehen, dass sie auf der Flucht gewesen war.

Nautia öffnete das Gatter und zog es hinter sich wieder zu. Über das gesamte Areal waren Netze gespannt, um die gefräßigen Dornvögel mit ihren zahnbewehrten Schnäbeln davon abzuhalten, sich den Bauch an der Lieblingsspeise der Gyaan vollzufressen. Das hätte den Raubvögeln so gepasst, dass die Gyaan für sie schufteten. Die Netze verhinderten, dass sich die Vögel selbst bedienten. Aber immer wieder kam es vor, dass Horden von Dornvögeln über Nacht versuchten, das Hindernis zu überwinden. So wie anscheinend heute Nacht.

Direkt über Nautia hingen die Gitter in Fetzen, aufgedreht von den spitzen Schnäbeln. Aber die Angreifer hatten ihr Werk nicht vollenden können, denn die Lücke reichte für die voluminösen Vögel nicht aus.

Hier konnten sie noch nicht durchschlüpfen, aber mit ein, zwei weiteren Seilen würde es ihnen gelingen.

Nautia überblickte das Areal der Teiche. Die männlichen Gyaan, zuständig für die Zuchtbecken, waren allesamt mit dem Ausbringen der Muschelkörbe beschäftigt. Die Teiche verfügten über abgesteckte Parzellen für die unterschiedlichen Arten – hauptsächlich Plattmuscheln und Hornschnecken – aus dem nahen Meer, die hier vom Sand befreit wurden und einen unwiderstehlichen Duft verbreiteten. Allein durch die natürliche Filtration spülten die Tiere selber den Sand aus ihren Gehäusen. Bei Bedarf konnten immer frische Muscheln herausgefischt werden, auch wenn das Wetter nicht zuließ, Nachschub vom Meer zu holen.

Von den Männern war keine Hilfe zu erwarten, aber eines der ungeschriebenen Gesetze der Gyaan lautete: Wenn etwas ansteht, greift der Erste, der hinkommt, zu. Und hier war zweifellos sie die Erste.

Von den Versammlungen, in denen die Alten ihr Wissen an die jungen Gyaan weitergaben, wusste sie, dass Seile und Werkzeug in den Schuppen untergebracht waren, von denen einer gleich in der Nähe stand.

Die Wege zwischen den unregelmäßig geformten Teichen fühlten sich glitschig an. Nasses Moos und abgerundete Steine boten kaum Halt, aber immerhin waren sie breit genug, um selbst nach einem Ausrutscher nicht im Wasser zu landen. Neben den Becken standen Tongefäße, die wie beleibte Gyaan aussahen, wenn man von dem Loch oben in der Mitte absah. Sie dienten als Zwischenlager für die herausgefischten Muscheln, bis sie von jemandem abgeholt wurden.

Überlaufrohre verbanden die Becken untereinander, damit das frische Wasser durch die gesamte Anlage fließen konnte. Am unteren Ende verließ ein Bach, der Richtung Meer floss, die Muschelteiche.

Wie alle Behausungen in der Baumkronensiedlung war auch der Schuppen nicht abgeschlossen. Die Holztür lehnte nur im Rahmen und schwang mit einem seufzenden Knarzen auf, als sich Nautia dagegenstemmte. Abgestandene, feuchte Luft schlug ihr entgegen. Entschlossen trat sie über die Schwelle, obwohl kaum Licht in den Raum drang.

Hier waren die Seile und Werkzeuge vor Nässe geschützt, wenn eines der Herbstgewitter dafür sorgte, dass der Himmel sich wie ein tosender Wasserfall ausschüttete.

Ihre Augen gewöhnten sich rasch an das Halbdunkel, das im Innenraum des Schuppens herrschte. Überall an der Wand hingen unterschiedlich dicke Seile: die schwersten und borstigsten Taue für die Tragseile des Netzes, mittelstarke als Langleinen, von denen wiederum die dünnen Tragseile mit den Muscheln ins Wasser hingen, sowie kurze Schnüre, mit denen die Querseile des Netzes an die tragenden Taue geknüpft wurden.

Nautia nahm zwei Querleinen und etliche Knotschnüre von den Haken. Eine Schere aus Messing, die auf einem Regal gegenüber des

Eingangs gelegen hatte, vervollständigte ihre Ausrüstung.

So bepackt verließ sie den Schuppen, nicht ohne am Eingang stehen zu bleiben. Sie blickte sich um, aber weder Ulesi noch einer seiner Kumpel war zu sehen. Nautia fielen gleich mehrere Steine von ihren drei Herzen.

Obwohl sie in der Versammlung genau gesehen hatte, wie man ein Netz flickt, fiel ihr die ungewohnte Arbeit sichtlich schwer. Sie musste sich anstrengen, um die Lücken im Gewirr der Seile mit ihren Armen überhaupt zu erreichen. Dazu kam noch, dass die Dornvögel die Seile mit ihren Schnäbeln zerhackt und zerbissen hatten. Die aufgezwirbelten Enden standen eine Spanne lang wirr von den unbeschädigten Teilen der Seile ab und verhinderten, dass Nautia ein neues Seil an die intakten Knoten anknüpfen konnte. Sie müsste weit mehr davon mit der Schere abschneiden, als sie zunächst geschätzt hatte. Wenn jetzt nur nicht …

Als hätten sie Nautias Gedanken gehört, schwebten vier Dornvögel in Formation über die Teiche. Ihre mächtigen Schwingen bewegten sich kaum, und doch glaubte Nautia, die Macht des Windes unter den schwarz-weiß gestreiften Federn zu spüren.

Für einen Augenblick breitete sich eine Sehnsucht in ihr aus. Sie wollte auch fliegen, einmal die Welt von oben sehen. Es musste wunderbar sein, so wie die Dornvögel über der Siedlung zu schweben und mit einem Drehen des Kopfes bis zum Meer zu blicken.

Verdammt!

Die vier Raubvögel schienen sie und das Loch in den Netzen erspäht zu haben. Sie wendeten in einem synchronen Manöver und schossen auf die Lücke zu. Nautia konnte das Weiße in ihren Augen sehen, den Blutrausch in ihren geweiteten Pupillen, die Scharten in ihren gelbroten Schnäbeln, die von unzähligen Kämpfen herrührten.

Einer der Angreifer landete auf dem Seil direkt neben Nautias Arm, während die anderen über der Lücke kreisten. Seine Krallen umgriffen das Tragseil, während der Schnabel wie ein Messer zustach. Nautia zuckte zurück. Der Schnabelhieb verfehlte sie um Haaresbreite, schlug ins Leere. Dafür funkelte sie das Auge des Dornvogels kampfeslustig an.

Der schwere Vogel hing halb durch das Netz und zielte nun mit dem Schnabel auf das Seil, das Nautia kurz zuvor eingeknüpft hatte. Mit einem Knirschen gab der Bast nach. Kopf und Hals des Tieres quetschten sich durch die entstandene Öffnung, nur der dicke Körper passte noch nicht hindurch, was den Vogel jedoch nicht daran hinderte, wild um sich zu hacken.

Nautia wich zurück. Ohne eine Waffe konnte sie dem Vogel kaum Paroli bieten. Die Schere bot jedoch eine zu geringe Reichweite. Die Steine neben dem Weg würden den Dornvogel von gar nichts abhalten.

Doch wenn sie sich nicht beeilte, brach das Tier durch die Seile.

Nautia ergriff einen Stock, an dem ein Flechtkorb voller Hornschnecken ins Wasser hing. Mit einem Ruck fetzte sie die haltende

Schnur herunter, und die Schnecken plumpsten ins Becken zurück. Dafür hatte sie jetzt eine Waffe, mit der sie den Dornvogel attackieren konnte.

Aber Nautia hatte nicht mit der Wendigkeit des Tieres gerechnet. Immer wieder entkam sein Kopf ihren Stockschlägen.

Wenn da doch nur nicht diese dummen Seile gewesen wären! Sie blockierten Nautias Hiebe, was der Dornvogel ausnutzte. Immer wieder schien er nur darauf zu warten, dass sie in seine Richtung drosch. Er zog daraufhin seinen Kopf aus der Schlinge und attackierte Nautia, die gegen die Seile schlug. Schmerzerfüllt zog sie den Arm zurück, von dem eine blaugrüne Flüssigkeit auf den Boden tropfte.

Sie blutete und begann zu taumeln. Ein Geschmack wie von Kupfer benebelte ihre Sinne. Wütend packte sie den Stock fester und schwankte dem Angreifer entgegen.

Da schoss ein Arm mit einem Knüppel vor ihren Augen vorbei. Wie durch einen Schleier sah Nautia, wie der schwere Stock auf dem Schnabel des Dornenvogels aufschlug und ihn zerschmetterte.

Splitter aus Horn flogen zu allen Seiten.

Der Dornvogel, seiner mächtigsten Waffe beraubt, kreischte wütend auf, breitete seine Schwingen aus und flog davon.

Nur der faulig stinkende Atem des Tiers hing noch in der Luft.

Erst jetzt drehte sich Nautia zu ihrem unbekannten Helfer um. Sie rieb sich die Tranen des Schmerzes aus den Augen, um klarer sehen zu können. Die rosa Farbe der Arme, die blauen knotenartigen Muster darauf, das war … das war … Ulesi!

Warum ausgerechnet Ulesi?

Nautia sank zusammen. Bestimmt ließ er jetzt sein überhebliches Geschwafel auf sie einprasseln.

Aber nichts dergleichen geschah. Hatte er gemerkt, dass jedes Wort nur falsch sein konnte?

Er sah sie nur kurz an, dann ergriff er schweigend das Seil zum Ausbessern und knüpfte es an den letzten noch intakten Knoten, den die Vögel in der Nacht ganz gelassen hatten. Mit flinken Bewegungen wickelte er eine Schnur um das Tragseil, band sie um das neue Seil und flocht es in die Lücke.

Nautia nahm die zweite Querleine und begann ihr Flechtwerk von der anderen Seite. Sie und Ulesi kamen sich immer näher, und Nautia überlegte bereits, wann sie aufhören und zur Seite springen musste, um Ulesi nicht zu nahe zu kommen.

Das Geschrei von mindestens zehn Dornvögeln ließ sie aufschrecken. Im Sturzflug schossen die wilden Tiere auf die fast vollständig geflickte Lücke über ihren Köpfen zu.

Das neu eingeknüpfte Seil erbebte unter dem Aufprall der wilden Meute.

Aber es hielt.

Dennoch begannen die Vögel sofort damit, auf die Schnüre einzuhacken, die das Netz zusammenhielten. Nautia ließ die Schnüre

fallen.

Sie behielt die Vögel im Blick, während sie nach dem Stock tastete.

Ulesi hatte schneller reagiert. Seine Schläge sausten auf die Krallen der Dornvögel, die jedoch geschickt ihr Gewicht von einem Bein aufs andere verlagerten und so seinen Hieben auswichen. Trotzdem musste Nautia sich eingestehen, dass sie Ulesis Kraft bewunderte.

Sie war so sehr auf Ulesis Kampf gegen den mächtigsten der Dornvögel konzentriert, dass sie gar nicht bemerkt hatte, dass die Männer bei den unteren Teichen auf das Geschehen aufmerksam geworden waren. Lamati, der Linkshänder, dessen rechte Körperhälfte gelähmt war, stolperte herbei. Er trug eine Tatka-Lanze, mit der üblicherweise die Tatkas im Zaum gehalten wurden, wenn sie zu frech waren. Das Gift auf der Lanzenspitze, das erwachsene Gyaan in einer Drüse produzierten, wirkte selbst bei der stärksten Panzerechse.

Und Lamati ließ erst gar keinen Zweifel darüber aufkommen, was er von dem Angriff der Vögel hielt. Mit einer Geschwindigkeit, die sie dem Alten nicht zugetraut hätte, schwang er die Lanze über seinem Kopf und stieß sie dem größten der Angreifer in den Körper.

Der schwere Vogel stürzte zur Seite und blieb regungslos auf den Seilen liegen. Die anderen flatterten auf und verschwanden in Richtung der Mangrovensümpfe.

»Nun, Lamati«, fragte Ulesi, »haben wir das nicht toll gemacht?«

Der Alte nickte, was bei seiner halbseitigen Lähmung eher einem Torkeln des Kopfes gleichkam als einer Zustimmung. Aber Ulesi ließ nicht locker.

»Wir beide sind ein großartiges Team«, sagte er zu Nautia. »Nicht wahr?«

»Pah!«, antwortete Nautia. »Das hätte ich mit Lamati auch allein geschafft.«

Lamati schnitt eine Lücke ins Netz und zerrte den toten Vogel herunter, ohne ihn fürs Erste weiter zu beachten. In aller Seelenruhe schloss er die offenen Stellen, die Ulesi und sie wegen des Angriffs nicht hatten fertigstellen können. Ehe Nautia es sich versah, hatte er das Schutznetz repariert und den toten Dornvogel auf den Stock gebunden, mit dem Nautia die Angreifer abgewehrt hatte.

»Ihr solltet den Vogel zu den Tatka-Becken bringen«, sagte Lamti. »Endlich bekommen die Echsen wieder ihr Lieblingsfutter.«

»Gerne«, sagte Ulesi mit einem wichtigtuerischen Blick in ihre Richtung.

»Aber ich …«, wollte Nautia abwehren, doch der Alte hob gebieterisch den Kopf.

»Nichts da«, sagte er. »Ihr tragt den Dornvogel gemeinsam zu Wirdani.«

Nautia seufzte. Ihr blieb keine andere Wahl.

*

Die Tatka-Zuchtanlage war nur von einer Mauer umgeben, es gab jedoch im Gegensatz zu den Muschelteichen keine Netze. Warum auch? Um sich den Ausgang eines Kampfes zwischen einem Dornvogel und einem Tatka auszumalen, brauchte es keine Fantasie. Dafür sorgten schon die langen Reihen spitzer Zähne im Maul eines Tatkas, in dem ein Gyaan locker Platz hatte.

Mit den riesigen Tieren war nicht zu spaßen, auch wenn sie noch so schwerfällig aussahen. Schon mancher übermütige Junge hatte seine Sorglosigkeit mit dem Leben bezahlt. Deshalb hielt sich Nautia lieber etwas abseits von der Balustrade des Stegs, der quer durch die Anlage verlief.

Von hier aus konnte man die Panzerechsen gefahrlos betrachten. Sie lagen um diese Zeit meistens in der Sonne und ließen sich die von der Nachtkälte steifen Glieder aufwärmen. Nur ganz wenige schwammen bewegungslos im trüben Wasser, sodass nur die Nasenlöcher zwischen den Wasserhyazinthen aus dem Nass ragten. Wahrscheinlich ahnten sie schon, dass bald Fütterungszeit war.

»Gut, dass ihr kommt«, wurden Ulesi und Nautia von Wirdani begrüßt. Die Augen des Alten, dessen Kopf schon ganz grau war, leuchteten beim Anblick des fetten Dornvogels, der zwischen ihnen vom Stock baumelte. »Ihr könnt mir beim Füttern helfen.«

Wirdani bedeutete ihnen, den Vogel abzusetzen. Nautia war froh, endlich die schwere Last ablegen zu können. Der Alte öffnete die Futterkiste und holte ein Beil mit einer glänzenden Klinge hervor. Mit wenigen Hieben zerteilte er den Dornvogel in tatkagerechte Happen und warf die Teile in das Tatka-Becken.

Noch ehe das Fleisch auf dem Wasser auftraf, sprang einer der untergetauchten Riesen in die Luft und schnappte nach der Beute. Mit einem grunzenden Laut entblößte er zwei Reihen spitzer Zähne, die das Fleisch zerteilten, ehe er in die braunen Fluten zurücktauchte.

Nautia konnte fast körperlich die Kraft in seinen Kiefern spüren.

Ein paar Echsen an Land waren nun ebenfalls aufmerksam geworden und wollten sich auf den Konkurrenten stürzen, doch Wirdani schlug mit der flachen Seite des Beils gegen die Futterkiste. Augenblicklich wandten sich alle Schnauzen gespannt in seine Richtung.

»Werft ihnen die Stücke zu!«, befahl der Alte und deutete auf die hölzerne Kiste.

Ulesi schnappte sich eine halbe Schlange und schleuderte sie einem Tatka direkt vor die Nase.

Vorsichtig blickte Nautia über den Rand der Futterkiste. Der Inhalt ließ ihr das Blut gefrieren. Bluttriefende Teile von Schlangen lagen ebenso darin wie aufgebrochene Panzer von Meeresskorpionen und Riesenasseln. Das Ganze stank nach Verwesung. Nach Tierleichen, die zu lange in der Sonne gelegen hatten. Doch genau das schienen die Tatkas zu mögen. Sie fingen die Stücke und verschlangen sie, als ob es nichts Köstlicheres auf der Welt gäbe.

Nautia wich eine Armlänge von der Kiste zurück. Zum Glück waren Wirdani und Ulesi so mit der Fütterung beschäftigt, dass sie Nautia gar nicht registrierten.

Auch jene Tatkas, die in der Brühe unter den grünen Blättern gelauert hatten, kamen nun an Land, um sich ihren Anteil am Futter abzuholen. Mit lautem Grunzen und Brüllen machten sie auf sich aufmerksam, wenn sie nicht sofort ein Stück Fleisch zugeworfen bekamen. Dabei sahen sie mit ihrem weit aufgerissen Maul, das über und über mit gelbgrünen Wasserlinsen bedeckt war, beinahe drollig aus. Oder zumindest nicht wie die dunkelhäutigen Jäger, die ihren Opfern nachgaloppierten.

Trotzdem schielte Nautia nach der Lanze, die Wirdani im Arm festhielt. Wenn eine der Echsen angriff, war dies ihre einzige Verteidigungsmöglichkeit. Direkt hinter dem Kopf fehlte bei den Tieren der Knochenpanzer; nur an dieser und an einer winzigen Stelle auf der Bauchseite konnte den Tatkas ein Treffer mit der vergifteten Lanze etwas anhaben.

»Wann ist der nächste Schlachttag?«, fragte Ulesi und gab einen schmatzenden Laut von sich.

»In anderthalb Oktagonen«, antwortete Wirdani, der früher – wie Nautias Mutter – Forscher gewesen war, Urgeschichtsforscher genaugenommen. »Rechtzeitig zum großen Fest.«

Wenn die Theorien des Alten stimmten, hatten die Gyaan vor Tausenden, wenn nicht gar Millionen von Sonnenumläufen das Meer verlassen, weil Salzwasser-Tatkas und Riffskorpione sie damals gnadenlos gejagt hatten. Der Evolutionsdruck durch diese Jäger hatte die Gyaan gezwungen, an Land in den Baumkronen Schutz vor den Verfolgern zu suchen. Eine Ironie des Schicksals hatte aber dafür gesorgt, dass aus den Jägern selbst Gejagte wurden: Die Tatkas wurden in Anlagen wie dieser gezüchtet, um als schmackhafte Nahrung auf den Mittagstischen der Gyaan zu landen. Und in eineinhalb Oktagonen feierten die Gyaan das *Fest der Tatkas*, zu dem auch Angehörige aus anderen Dörfern eingeladen waren. Dann war der Himmel erfüllt von den Lichtern, die in den Bäumen hingen und die Nacht beinahe zum Tag werden ließen.

Ulesi warf das letzte Stück Dornvogel, einen Flügel mit etwas Brustfleisch daran, über das Geländer und wischte seine triefenden Arme an den Planken ab. Suchend hielt er nach Nautia Ausschau, die hinter der Futterkiste stand.

»Wir sind anscheinend ein tolles Team«, sagte er, als er sie entdeckte.

Nautia kam hinter der Kiste hervor. »Das könnte dir so passen!«

Ulesi ging zwei Schritte auf sie zu und hob einen Arm.

»Das glaubst du doch selbst nicht«, sagte sie und zuckte mitleidig mit dem Kopf. »Ich werfe mich dir doch nicht in die Arme, nur weil wir einen toten Vogel den Tatkas zum Fraß vorgeworfen haben.«

Ulesi ging frech einen weiteren Schritt auf sie zu, aber in seinem Gesicht spiegelte sich eine Spur Traurigkeit.

»Verschwinde!«, blaffte sie.

Wilde Muster wie ein aufgebrachtes Meer, schwarze Abgründe und weiße Gischt, rasten über seine Arme. Seine Augen verengten sich wie bei einem angriffslustigen Dornvogel, aber ohne ein weiteres Wort drehte er sich um und trottete davon.

»Musste das sein?«, fragte Wirdani, als Ulesi außer Hörweite war.

»Ich …«, begann Nautia, aber sie stockte. Was gingen den Alten ihre Probleme an? Er benahm sich, als sei er ihr Vater.

Ein Gedanke schoss ihr durch das Haupthirn, der so abstrus war wie die Situation selbst. Ihre Mutter hatte verschwiegen, wer Nautias Vater war. War es am Ende der alte Gyaan?

»Nicht, dass du deine Entscheidung eines Tages bereust«, sagte Wirdani.

»Sicher nicht!«, sagte sie abwehrend. »Ich muss jetzt dringend zu Darua.«

Sie zog den Riemen der Umhängetasche mit der Karte fester und stapfte an dem verdutzten Wirdani vorbei.



Nautia zögerte. Was würde Darua wohl sagen, wenn sie mitten am Tag bei der Arbeit gestört wurde?

Auf den Feldern standen unterschiedlich hohe Bäume, zwischen denen sich etwa zwanzig Gyaan tummelten. Sie jäteten und sortierten die kleinwüchsigen Pflanzen aus. Tief unter Nautia stand die Dorfälteste breitbeinig im Morast und bohrte mit ihrem Stock Löcher in die Erde. Die jungen Setzlinge, die einmal große Sumpfzypressen werden wollten, sahen von Nautias Blickwinkel in den Baumkronen höchstens wie jedes x-beliebige Unkraut aus. Sie konnte sich kaum vorstellen, dass die Pflänzchen eines Tages Galerien und Wohnungen tragen würden, in denen die Gyaan hoch über dem sumpfigen Grund ein geschütztes Leben führen konnten. Die Bäume wuchsen zwar schnell, aber es dauerte trotzdem acht mal acht Sonnenumläufe, bis der Stamm die nötige Dicke erreicht hatte, um die ersten Dübel in seiner Krone zu verankern. Erst dann hatte sich der Stamm so sehr verfestigt, dass er das Baumhaus für eine ganze Sippe tragen konnte. Die Wurzeln der Sumpfzypressen verknoteten sich ineinander, um sich gegenseitig Halt zu geben. So widerstanden sie selbst den stärksten Orkanen und auch oktagonlangen Überschwemmungen. Nicht einmal Borkenfresser konnten den Bäumen mehr gefährlich werden, sobald die Höhe der Zypressen einen erwachsenen Gyaan überragte.

Nautia blickte zwischen Darua und dem Ast, auf dem sie saß, hin und her. Bald würden die nussgroßen Zapfen dieses Baumes reif sein und ihre geflügelten Samen freigeben. Bis dahin mussten die Kinder die ovalen Früchte eingesammelt haben, damit sie von Darua zur Zucht verwendet werden konnten. Zu kostbar waren die Samen, denn in der

freien Natur keimte nur jeder zehnte.

Unter diesen Bedingungen war es schwer, ausreichend starke und gesunde, rasch wachsende Setzlinge zu erhalten. Deshalb hatten sich schon Generationen von Gyaan der Zypressenzucht verschrieben, sei es in Nautias Siedlung oder auch in jeder anderen auf dem Planeten.

Missmutig schwang sich Nautia von ihrem Sitz. Darua würde reichlich ungehalten sein, wenn sie durch Nautia bei ihrer Arbeit gestört wurde. Aber was konnte sie dafür? Sie führte doch nur Mutters Auftrag aus.

Über eine Wendeltreppe gelangte sie rasch zum Erdboden hinunter, denn hier am Rand der Siedlung waren die Wohnbäume kleiner, gedrungener, als würden sie die Baumriesen in ihrer Mitte hochdrücken. Trotzdem waren die Stämme so dick, dass sich zehn Gyaan bei den Armen halten mussten, um ihn zu umfassen. Ein Zaun begrenzte den gerodeten Boden, den Darua von Farnen und Unkraut freihielt. Dahinter begann der magische Wald – das Paradies der Kinder, wo sie zwischen Unterholz und Schattenblüten herumtollten, ohne dass die Erwachsenen ihnen dreinreden konnten.

Gedankenverloren stolperte sie über ein Wurzelknie, das frech aus dem Boden ragte.

»Komm her!«, rief Darua, die auf Nautia aufmerksam geworden war.

»Ich …«, begann sie, doch die Alte unterbrach sie.

»Ich kann mir schon denken, warum du hier bist«, sagte sie. »Deine Mutter ist also noch immer nicht zurück.«

Nautia wippte mit dem Kopf und holte die Karte aus ihrer Umhängetasche.

»Lass sie stecken!«, befahl Darua. »Jetzt ist erst einmal wichtig, dass die Setzlinge in die Erde kommen, ehe die Sonne am Zenit steht.«

Sie griff in die Kiste, die hinter ihr auf dem Boden stand, und drückte Nautia ein Büschel Schösslinge in die Hand. Der würzige Duft der gelben und roten Lanzettblätter strömte durch ihre Arme und löste jenes Gefühl der Geborgenheit in ihr aus, das sie sonst nur im Baumhaus bei Mutter verspürte.

Darua hatte recht. Die Gemeinschaft war wichtiger als die Probleme eines Einzelnen.

*

Nautias Arme schmerzten von der ungewohnten Arbeitshaltung. Ihre Haut fühlte sich gespannt und trocken an. Gy stand inzwischen hoch über den Baumriesen, die den Rand der Felder begrenzten. Unbarmherzig strahlte die Sonne weiß vom dunkelblauen Himmel.

»Mittagspause!«, hallte Daruas Stimme so nahe hinter Nautia, dass sie zusammenzuckte. Sie drehte den Kopf zu der Alten.

Nautia war bis dahin gar nicht aufgefallen, wie faltig der Kopf der Dorfältesten war. Die Zeichnungen auf ihren Armen verblassten

langsam, und auch die Augen schienen ihren Glanz verloren zu haben.

Daruas Tage waren bereits gezählt.

»Komm mit«, sagte sie. »Du kannst dich bei mir frisch machen und dann besprechen wir alles.«

Sie drehte sich um und steuerte auf ihr Baumhaus zu, das am anderen Ende der Lichtung rund um den dicksten Stamm der Siedlung hing.

Nautia kam aus dem Staunen nicht heraus. Noch nie war sie Daruas Wohnung so nahe gekommen.

Was ihr als Erstes auffiel, waren die unterschiedlichen Terrassen, die in luftiger Höhe in der Baumkrone zu schweben schienen. Sie waren aus dem rotbraunen Holz der Baumriesen gefertigt, die ihre beste Zeit überschritten hatten und daher keine Häuser mehr tragen konnten. Treppen verbanden die einzelnen Ebenen, von denen jede über ein anderes Geländer verfügte: gerade Balken auf der untersten, mit geschwungenen Ornamenten versehene Verkleidungen auf der mittleren sowie diagonale Streben und ein weißer Handlauf auf der obersten. Dort wehten ebenfalls weiße Vorhänge im leichten Wind. Ein geneigtes Dach aus Schilfrohr schloss das Baumhaus nach oben ab.

Schweigend kletterte Darua hinauf. Nautia folgte ihr bis zur zweiten Ebene, wo die Dorfälteste stehen geblieben war. Erst jetzt erkannte sie, dass sich hinter den Platten mit Ornamenten ein Schwimmbecken verbarg.

Was für ein Luxus!

»Hier kannst du dich duschen«, sagte Darua und zeigte auf eine Brause neben dem Becken.

Nautia stellte ihre Tasche ab.

*

Nautia gingen die Bilder nicht mehr aus dem Kopf. Was sie bei Darua gesehen hatte, wühlte sie jetzt noch zutiefst auf.

Die Becherpflanzen, in deren Schutz kaum sichtbare junge Gyaan heranwuchsen und wassergefüllten Holzschalen, die im Gang von der Decke baumelten und Kinderwiegen für unzählige Gyaan darstellten, die wenig älter als drei oder vier Oktagone waren. Dann die Hochsessel, in denen die Jungen untergebracht waren, die noch nicht laufen konnten. Und schließlich das Laufzimmer mit an die zwanzig Halbwüchsigen, die an den Wänden und an der Decke krabbelten. All das erschütterte und erregte sie zugleich. Sie wusste, dass auch sie eines Tages Mutter einer Horde junger Gyaan sein würde, aber bis vor Kurzem war dies noch in weiter Ferne gelegen. Doch seit die Muster an ihren Armen immer stärker hervortraten und selbst im Dunkeln leuchteten, wenn sie sich nur genügend darauf konzentrierte, dachte sie anders. Der Nachmittag bei den Kleinen mit all den Gerüchen, die sie verströmten, hatte ihr den Rest gegeben.

Warum hatte Darua darauf bestanden, dass Nautia den ganzen Nachmittag auf die Kinder aufpasste? War das Pflanzen des neuen Waldes so viel wichtiger als das Schicksal von Mutter und den anderen Forschern? Oder steckte noch etwas anderes dahinter?

Die Dorfälteste hatte jedenfalls in aller Ruhe ihre Bäume gepflanzt, während Nautia sich in Daruas Baumhaus mit den Jungen abmühte.

»Frühestens bei Sonnenuntergang«, hatte die Alte gesagt, als sie Nautia nach Hause geschickt hatte, »werde ich entscheiden, wie wir deiner Mutter und ihrer Gruppe helfen können.«

Und nun war die Sonne längst untergegangen.

Nautia war wieder zu Hause.

Die klare Luft in dieser Nacht zeigte an, dass der Wolkengott seine Kräfte sammelte, um in den nächsten Tagen die ersten Starkregen dieser Saison zu schicken.

Nautia schauderte bei der Vorstellung, dass ihre Mutter in den Katakomben der Ruinen von den Wassermassen eingeschlossen wurde. Die Gyaan hatten sich in der Zeit, seit sie aus dem Meer vertrieben worden waren, zu sehr auf das Leben an Land angepasst, als dass sie länger als ein paar Stunden unter Wasser überleben konnten.

Darua, unternimm etwas!, dachte sie. *Bitte!*

In den Ästen des Nachbarbaums knisterte es. Nautia zuckte zusammen. Was war das?

Hinter den Bambusstäben war keine Bewegung auszumachen. Sie kniff die Augenlider zusammen und versuchte, die Dunkelheit mit ihren Blicken zu durchdringen. Doch ohne Erfolg. Wahrscheinlich entlud sich die in den Bäumen aufgestaute Hitze des Tages mit diesen Lauten.

Nautia drehte sich zum Kupfertopf um, der neben der Brause stand.

Sie stockte.

Die drei jungen Eponen, die am Morgen nicht einmal auf ihre Rufe reagiert hatten, hockten auf dem Rand des Gefäßes. Eppe hielt seinen Schwanz wie immer steil in die Höhe und stütze sich auf Oppo, den Faulsten der drei. Uppu hatte seine Schnauze weit aufgerissen und schien sie anzugrinsen.

Hatten die drei die Geräusche verursacht? Nein, das konnte nicht sein. Nicht nur dass die Eponen selbst für Nautia fast unsichtbar waren, sie waren wie Wesen aus Luft, als hätte sie der Windgott zu den Gyaan geschickt. Warum Nautia die drei überhaupt sehen konnte, verdankte sie der seltenen Fähigkeiten ihrer Mutter, auf die die Eponen sogar hörten. Andere Gyaan konnten die drei Kerlchen gar nicht sehen.

»Kommt her!«, rief Nautia, doch die drei schienen sie nicht zu hören. Stattdessen fiel Oppo um und schlief auf der Stelle ein. Nautia glaubte, ein ganz leises Schnarchen zu hören, obwohl sie nicht entscheiden konnte, ob es nicht nur tief in ihrem Geist röchelte. Die anderen beiden sprangen auf und tollten auf dem Deckel der Bodenvase herum. Sie sprangen übereinander und kreuz und quer, bis Nautia vom Hinsehen schwindlig wurde.

»Eppe, hier her!«, befahl sie, doch der Epone stapfte mit winzigen Schritten den Deckelrand entlang, anstatt zu ihr zu springen. Mutter hatte ihr gezeigt, dass selbst junge Eponen viel weiter als von Baum zu Baum springen konnten. Aber wenn sie nicht mit eigenen Augen gesehen hätte, wie sie auf Mutters Kommando auf der einen Seite des Baumhauses verschwunden waren und am anderen Ende in Nautias Zimmer wieder aufgetaucht waren, hätte sie es als Märchen abgetan. Mutter hatte erzählt, dass Eponen sogar jemandem bei ihrem Sprung mitnehmen konnten, aber dafür waren die Kerlchen wohl noch zu klein.

»Oppo!«

Der kleine Epone, den Nautia mühelos an seinem Bäuchlein erkannte, tat so, als wachte er auf und stemmte sich auf seinen kurzen Beinen in die Höhe. Er hob den linken Fuß und balancierte auf dem rechten.

»Nein, Oppo, du sollst herkommen«, sagte Nautia und deutete auf den Boden neben ihren Füßen.

Der Angesprochene kam jedoch nicht zu ihr, sondern wechselte nur das Standbein. Uppu, der beinahe in ihn hineingerannt wäre und ihn von der Vase geschubst hätte, stoppte im letzten Moment. Ein helles Lachen schien in ihrem Hinterkopf zu entstehen.

Der Epone atmete so tief ein, dass sich sein Brustkorb ausdehnte, aber beim Ausatmen verringerte sich dessen Volumen nicht. Immer fester atmete er und wurde dabei mit jedem Atemzug größer, bis er Nautia überragte.

»Hör auf!«, schrie sie. »Du platzt sonst wirklich.«

Der durchsichtige Schemen von Uppu ließ eine Reihe spitzer Zähne in seinem Mund aufblitzen. Mit einem Knall entwich die gesamte angestaute Luft aus seinem Bauch und er schrumpfte wieder auf seine ursprüngliche Größe.

Nautia ging zu den drei Eponen und griff nach Uppu, doch noch ehe sie ihn hochheben konnte, biss sie das Wesen in den Finger.

»Nein!«, rief sie. »Lass los!«

Wenn ich doch nur ein Junge wäre, dachte sie wütend. *Die sind aggressiver und ihr Machtgehabe würde den Eponen vielleicht imponieren.*

Wie auf Kommando fielen die Eponen übereinander her und bissen sich gegenseitig.

War da schon wieder dieses fiese Lachen in ihrem Hinterkopf?

»Eponen! Eponen!«, schrie sie. »Falsche heuchlerische Tatka-Brut!«

Nautia stürmte aus dem Zimmer auf den Balkon. Der nussige Geruch von Pfeilfischfleisch lag in der Luft. Im Baum nebenan aßen sie gerade zu Abend, aber sie verspürte keinen Hunger.

Tief unter ihr knackte es. Ging da jemand auf dem Erdboden? Sie beugte sich über das Geländer, aber da war niemand.

Etwas stieß an ihren Arm.

»Uppu!« Nautia hob ihn hoch und streichelte ihn am Hals, ehe sie ihn wieder absetzte. Und auch die anderen beiden kleinen Monster waren ihr gefolgt. Sie tanzten wie bei einem Fest zu Ehren des Windgottes auf

der Balustrade.
»Mit wem sprichst du?«, kam eine Stimme von der Tür.
In einem Blinzeln waren Eppe, Oppo und Uppu verschwunden.
Nautia wirbelte herum.
Ulesi!
»Was willst du hier?«, fauchte sie ihn an.
Der ach so tapfere Ulesi machte einen Schritt rückwärts.
»Ich …«, begann er zögerlich, aber er fasste sich schnell wieder. »Ich komme von Darua.«
Nautia hob trotzig den Kopf. »Und? Soll ich morgen wieder auf ihre Brut aufpassen?«
»Wovon redest du?«, fragte er.
»Sag mir, was du willst und dann verschwinde!«
»Reg dich ab!«, sagte er. »Darua lässt dir ausrichten, dass morgen eine Rettungsmission in die Wüste startet.«
Nautia musterte ihn.
»Kann ich auch mitkommen?«, fragte sie ihn grob.
Er nickte kleinlaut.
»Sonst noch etwas?«
Ulesi kletterte neben Nautia auf das Geländer und griff nach einem Ast des Nachbarbaumes.
»Ja.« Seine Augen schienen zu leuchten. »Ich werde auch mitkommen.«
Er schwang sich zum nächsten Ast und ließ Nautia, die ihm noch lange nachsah, verdutzt zurück.

*

»Anhalten!«
Der Ruf gellte über die weite, sonnenflirrende Ebene und riss Nautia aus ihren Gedanken.
Fast schon am Horizont stand jemand oben auf dem Kamm einer Düne und winkte mit einem weißen Tuch. Das musste Dyari sein, der Leiter der Rettungsmission.
Nautia raffte die weiten Kleider zusammen. Die vielen Falten behinderten sie beim Gehen, aber die Stoffschichten kühlten und schützten wenigstens vor der Sonne, die erbarmungslos auf sie herunterbrannte.
Den ersten Schlauch Wasser für diesen Tag hatte sie schon ausgetrunken, obwohl sie am liebsten noch einen zweiten hinuntergestürzt hätte. Aber Dyari passte wie ein Dornvogel auf, dass niemand die anderen übervorteilte. Die Vorräte mussten auch noch für die Rückreise reichen, denn man wusste nie, ob zu Beginn der Regenzeit genug Niederschläge fielen.
Der Sand der Düne gab unter Nautias Beinen immer wieder nach. Für jeden Schritt nach oben rutschte sie einen halben zurück. Zudem

setzte sich der feine Sand in jeder Ritze fest, egal ob es sich um eine Hautvertiefung handelte oder eine Falte des Gewandes.

Nach den ersten beiden Tagen in der Wüste hatte Nautia aufgegeben, daran zu denken, obwohl Dyari ihnen einen halben Schlauch Wasser pro Tag für die Körperpflege zugestand. Jeden Abend freute sie sich auf das Nass, nach dem ihre Haut so gierte.

Reichlich erschöpft von der Rutschpartie erreichte sie die fünf Wagen des Trupps.

Ulesi war schon vor ihr angekommen und hörte einer Gruppe von diskutierenden Gyaan zu, über denen ein Sonnensegel gespannt worden war. In ihrer Mitte gestikulierte Dyari wild mit den Armen. Immer wieder deutete er auf einen der Wagen, der sich an der Spitze des Trecks befand.

»Das linke Rad steckt fest«, hörte Nautia den Expeditionsleiter sagen.

Nautia umrundete das Tatkora, das den Wagen zog. Das Tier, das wie ein Tatka aussah, wenn es nicht so lange Stelzenbeine gehabt hätte, lag erschöpft zwischen den beiden Stangen der Gabeldeichsel im Sand. Eine gelbe Sandkruste klebte rund um seine Augen und Nasenlöcher, die Schuppen hoben sich mit jedem schnellen Atemzug.

Das eisenbeschlagene Rad des hölzernen Wagens steckte bis zur Nabe im Wüstensand, der sich hier noch feiner anfühlte als anderswo. Die Spezialisten um Dyari schienen eine Entscheidung gefällt zu haben, denn sie lösten ihre Formation auf und kamen zu Nautia.

»Kommt alle her!«, rief Dyari in die Richtung der anderen Wagen.

Unter den Planen kletterten Gyaan hervor, hauptsächlich alte Männer so wie Dyari, die im Dorf am leichtesten entbehrt werden konnten.

»Geht's endlich weiter?«, raunzte Wynti, doch Dyari ignorierte ihn.

»Jetzt müssen alle zugreifen«, sagte der Anführer des Trecks. »Auf!«, rief er dem Tatkora zu und unterstrich den Befehl mit einem Knall seiner Gerte.

Das Zugtier hob zuerst sein Hinterteil und streckte die Beine durch. Die Stangen ächzten bedenklich, aber der Wagen bewegte sich nicht.

Dyari dirigierte seine Leute auf beide Seiten des Tatkoras. Er selbst stellte sich an die Kante des Abhangs, um alle beaufsichtigen zu können.

»Festhalten!«, befahl er. Es schien ihm Spaß zu machen, die anderen herumkommandieren zu können.

Nautia ahnte, was er vorhatte.

»Aber …«, begann sie, doch Dyari ignorierte sie. »Dyari? Dyari!«

Der Alte fixierte sie. Blauviolette Kreuzlinien liefen über seine Arme.

»Was ist?«, schnauzte er sie an. »Was ist daran nicht zu verstehen, wenn ich *festhalten* sage?«

»Meine Mutter …«

»Weinst du jetzt nach deiner Mama?«, unterbrach er sie. Die Muster auf seinen Armen bewegten sich schneller.

»Nein«, sagte Nautia. »Wir müssen das Rad ausgraben.«

»Willst du Winzling mir sagen, was ich zu tun habe?« Dyaris Stimme

kippte synchron mit den Mustern auf seiner Haut.

»Meine Mutter hat mir beigebracht …«

»Halt endlich den Mund!«, befahl er. »Alles hört auf mein Kommando – und ich rate dir, zu folgen.«

Der Alte richtete sich auf und blickte von einem Gyaan zum anderen.

»An die Stangen!«, rief er. »Und … zieht!«

Auch Nautia klammerte sich an die Stange und zog so fest sie konnte.

Außer einem dumpfen Knirschen gab es keine Reaktion.

»Noch einmal. Zieht!«

Dyari ließ die Peitsche auf das Tatkora niedersausen, das vor Angst einen Sprung nach vorne machte und an den Ledersträngen riss. Der Ruck, zusammen mit den vereinten Kräften von zwanzig Gyaan, reichte aus. Aber nicht das verschüttete Rad kam frei, nein, durch die plötzlichen Gewichtsverlagerung kippte der Wagen zur Seite.

Die Gyaan auf der rechten Seite des Wagens ließen entweder los oder flogen durch die Luft. Zwei Fässer mit Wasser kippten von der Ladefläche des Wagens, prallten auf dem Sand auf und rollten den Abhang hinunter. Noch ehe jemand reagieren konnte, schossen sie auf den felsigen Boden am Fuß der Düne zu, wo sie zerschellten.

Das kostbare Nass färbte den Boden dunkel und versickerte. Von seiner Last befreit kippte der Wagen langsam wieder zurück auf den Boden.

»Beim Wolkengott!«, schimpfte Dyari. »Was war das?«

»Wir …«, sagte Nautia mit zitternder Stimme.

»Jaja«, schnappte der Alte. »Wir sollten das Rad ausgraben. Macht schon!«

»Wir brauchen eine Platte, die wir unterlegen können«, sagte Nautia. »Damit das Rad sich nicht wieder eingräbt.«

»Sagt deine Mutter.« Dyari klang nicht überzeugt. »Von mir aus.«

*

Es war sinnlos, in der ärgsten Mittagshitze auch nur einen Schritt zu gehen. Dyari hatte zwar ein Sonnensegel anbringen lassen, damit die Ausgräber wenigstens im Schatten arbeiten konnten, aber das half nicht wirklich. Glücklicherweise konnten rings um das feststeckende Rad immer nur vier Leute arbeiten, sodass sich die anderen inzwischen erholen konnten.

Nautia wusste schon gar nicht mehr, wie viel Sand sie mit ihren Armen weggeschaufelt hatte. Vor ihren Augen tanzten unzählige leuchtende Punkte. Ein leichter Schwindel ließ sie taumeln. Das Schlucken fiel ihr schwer.

Erschöpft lehnte sie ihren Kopf gegen die Speichen, bis sie unzählige Arme beiseiteschoben und von dem Rad wegdrängten. Die Glut des Bodens brandete in ihr hoch.

Sie spürte, wie ihre Beine sich selbstständig machten. Wie sie ohne ihr

Zutun losmarschierten und erst im Schatten unter der Plane haltmachten.

»Hey, was ist mit dir?« Wie durch zwei Meter Wasser drang eine dumpfe Stimme zu ihr durch.

»Nautia!« Wieder diese Stimme.

Nautia zwang ihre Lider auseinander, aber es gelang ihr nur einen winzigen Spalt weit.

Aus einem trüben Schleier schälten sich rosafarbene Arme. Die blauen Flecken blickten sie wie riesige Augen an. Pulsierende weiße Ringe um diese Male verstärkten diesen Effekt noch.

Sie kannte diese Muster.

»Ich bin es, Ulesi.«

Ja, Ulesi, genau.

Ein Windhauch umspielte ihren Kopf. Noch einmal versuchte sie, die Augen zu öffnen.

Die Arme mit den blauen Flecken rasten auf sie zu, nur um kurz vor ihrem Kopf abzubremsen. Sie verursachten den Luftzug, der ein bisschen Klarheit in ihre Welt blies.

Ulesi.

Und schwebte da nicht Uppu neben ihm? Oder gaukelten ihr die benebelten Sinne den kleinen Eponen nur vor?

Aber da war noch etwas. Etwas Graues, Unförmiges. Es ähnelte einem Arm, aber es war durchscheinend und hatte ringsum Dellen. Ein Gedanke wand sich träge durch ihr Haupthirn.

Wasser.

Trinkschlauch.

Ein Tatka-Darm, an beiden Enden abgebunden und mit köstlichem Nass gefüllt.

Plötzlich durchströmten Nautia neue Kräfte, aber von hellwach konnte trotzdem keine Rede sein. Unbeholfen schnappte sie nach dem Wasserbehälter. Ulesi wäre beinahe auf sie gefallen, aber er ließ im letzten Moment los.

Nautia beachtete ihn nicht. Sie öffnete einen Faden und trank gierig aus dem Schlauch.

Als sie ihn wieder absetzte, hielt Ulesi ihr erneut etwas hin. Sie blinzelte und sah genauer hin, was da in der Sonne braun glänzte. Drei geräucherte Felsenaustern. Und ein Stück getrockneter Plattfisch.

»Ich … mag … nicht«, sagte sie mühsam, aber dann griff sie doch nach dem Essen.

Die Auster flutschte in ihren Mund, aber der Stockfisch war zäh wie Tatka-Haut. Trotzdem würgte sie die Bissen tapfer hinunter.

Ein Schatten legte sich über die Plane. Erneut umspielte Nautia ein Luftzug, aber diesmal fühlte er sich kräftiger an und er hörte auch nicht innerhalb eines Augenblicks wieder auf.

Sie blinzelte.

Winzige dunkle Flecken entstanden auf der Plane, keine Armlänge

über ihrem Kopf, immer mehr, bis sie schließlich ineinanderflossen und wilde Muster auf dem Sonnensegel erzeugten.

Nautia schob den Kopf ins Freie.

Tatsächlich – es regnete!

Ihre Haut schien die einzelnen Tropfen regelrecht aufzusaugen. Das war fast so schön wie zu Hause in der Baumriesensiedlung. Am liebsten hätte sie Freudensprünge gemacht, aber da waren noch Ulesi und Uppu.

Sie blickte sich um, aber von dem vorwitzigen Eponen war nichts mehr zu sehen. Nur ein erleichtertes Seufzen klang in ihrem Kopf auf – oder bildete sie das nur ein?

»Das Rad ist frei!« Dyaris Stimme überschlug sich. »Jetzt kann es weitergehen.«

*

»Starterlaubnis erteilt. Guten Flug und kommt gesund zurück!«, erklang die Stimme des Lotsen aus den Lautsprechern. Das Hangarschott verschwand zur Gänze in die dafür vorgesehene Aussparung der Schiffshülle.

Durch die Scheibe aus transparentem Stahl, welche die Pilotenkanzel umgab, strahlte das grellblaue Licht Fanals. Joelle lehnte sich vor, drehte den Kopf nach links und warf einen Blick am Piloten Gerard Rodin vorbei ins freie Weltall.

Das glitzernde Sternenband Andromedas war nicht zu sehen. Es lag auf der gegenüberliegenden Seite des Mutterschiffes.

Das Shuttle schwebte aus dem Hangar der STERNENFAUST ins Vakuum des Alls. Weißer Dunst schoss aus den Manövrierdüsen der SF-2. Wenn man ganz genau lauschte, war es im Inneren als dumpfes Zischen zu hören.

Vielleicht bildete Joelle sich das aber auch nur ein. Sie hatte nur wenige Erfahrungen mit dieser Art von Raumschiff, nutzte sie im Prinzip nur zum Transfer von Planeten oder Raumstationen zur STERNENFAUST.

Selbst geflogen hatte sie Shuttles lediglich während ihrer Grundausbildung.

Frühzeitig – früher als bei allen anderen Offiziersanwärtern – hatte Joelle erfahren, dass sie zum Rudergänger ausgebildet werden sollte. Nur wenige Monate nach Beginn ihres Studiums musste sie ihre Dozenten und Ausbilder mit Ihren Leistungen derart beeindruckt haben, dass man sie zu einer Besprechung einlud und ihr das Geheimprojekt »Wandlerschiff« vorstellte.

»Sie könnten die erste Rudergängerin eines Schiffes werden, das durch den HD-Raum reist. Man ist darin über sechsmal so schnell wie im Bergstrom-Kontinuum.« Es war niemand Geringeres gewesen als Admiral Suzanne Gernet persönlich, die ihr dieses Angebot

unterbreitet hatte.

»Natürlich sind Sie nicht die einzige Anwärterin, die wir ansprechen«, hatte Professor Hansol, der sie der Admiralin vorgeschlagen hatte, hinzugefügt. »Einer Handvoll weiterer Anwärter stehen ebenfalls auf der Liste. Aber ich bin davon überzeugt, dass Sie die besten Anlagen für diese Herausforderungen mitbringen, Miss Sobritzky.«

Joelle musste lächeln, wenn sie an diesen Tag zurückdachte. Ihr war nicht einmal ansatzweise bewusst gewesen, was für eine weitreichende Entscheidung sie damals getroffen hatte.

Sie war tatsächlich die Erste gewesen, die eines der neuen Wandlerschiffe durch den HD-Raum steuern durfte. Nur der Begriff Rudergänger war der Bezeichnung »Navigator« gewichen.

»Alles in Ordnung, Lieutenant?« Mary Halova, die Kryptologin, saß neben ihr und musterte sie aufmerksam.

»Ich denke nur wieder einmal an Zuhause.«

Halova nickte, und auch ihr Lächeln wich von den sinnlichen Lippen, um die Joelle sie beneidete. »Es ist schwer, sich von diesen trübsinnigen Gedanken nicht überwältigen zu lassen.«

»Es ist besser, sich immer nur auf den aktuellen Auftrag zu konzentrieren und alles andere auszublenden«, sagte Private Becket, der ihnen beiden gegenübersaß. »Man muss jeden Tag nehmen, wie er kommt.« Er lugte durch das Sichtfenster seines gepanzerten Helms, dessen Visier hochgefahren war. Seine Gesichtszüge schienen wie versteinert.

Joelle nickte ihm zu, auch wenn sie ihm am liebsten widersprochen hätte. Sie konnte eben nicht einfach nur zur Routine zurückkehren. Daher störte sie das Verhalten von Max. Wie konnte er angesichts der Großen Leere glauben, man könne einfach nur eine glückliche Beziehung führen? Wie konnte er sich mehr Sorgen um ihre Sicherheit machen als darum, dass es ihnen vielleicht nicht gelang, die zwölf Akoluthoren zu finden und damit die Galaxis vielleicht doch noch zu retten?

»Wir stoßen in das Fanal-System vor«, erklang die Stimme des Piloten aus dem Cockpit.

Joelle ballte die Hände zu Fäusten.

»Nein«, murmelte sie. »Nichts ist wichtiger als die Rettung der Galaxis.«

*

Die SF-2 und die vier Jäger erschienen auf der Höhe des äußersten Planeten.

Die passiven Ortungssysteme lieferten auf höherdimensionaler Ebene keine besorgniserregenden Ergebnisse. Doch leider machte der Stern Fanal seinem Namen alle Ehre. Seine hyperdimensionale Strahlung war

so stark, dass sie jede fremde Signatur in diesem Spektrum übertünchte. Man konnte den Daten der Ortungssysteme daher nicht vertrauen.

Ein glockenheller Signalton kündete eine eingehende Funkverbindung in Joelles Helmfunk an. Sie schloss den Helm und aktivierte die Sprechverbindung.

»Wir schleusen zwei Sonden aus«, sagte Captain Mulcahy, »und lenken sie in den Orbit, um eventuelle Gefahrenquellen ausfindig machen zu können.«

Nur wenige Sekunden später schossen die Sonden aus den Haltevorrichtungen der beiden Shuttles und steuerten – gelenkt von den Co-Piloten – den Orbit des Planeten an. Dort gingen sie in ihre vorgesehenen Umlaufbahnen und begannen mit dem Scan des Himmelskörpers.

Nun war quälendes Warten angesagt.

»Bilder auf mein Helmdisplay«, befahl Joelle dem Co der SF-2 nach einer gefühlten Ewigkeit.

Captain Mulcahy ergänzte über Funk: »Ortungsergebnisse auf *alle* Displays.«

Joelle folgte der Kamerafahrt der zwei Sonden im Split-Screen. Die Messergebnisse interessierten sie nicht sonderlich. Bei auffälligen Ergebnissen würden die Sicherheitssysteme ohnehin Alarm schlagen. Außerdem behielt der Co-Pilot die Werte im Auge.

Sie wollte vor allem eines wissen: Gab es die Salzwüste und in ihr den Hain toter Bäume, in dessen Mitte die Ruine aus ihrem Traum lag?

Die Sonden erreichten allmählich die Pole, jeweils eine den Nord-, die andere den Südpol. Die Kappen waren von dünnen Eisschichten überzogen. Eine Landmasse war darunter nicht zu orten.

Nur wenige Inseln trotzten den Wellen des aufgewühlten Nordmeeres. Einige Tausend Kilometer südlicher begann die zerklüftete Küste des Äquatorialkontinents, der den Planeten umspannte. Permafrostböden bedeckten weit in den Norden ragende Landzungen. Dahinter weitete sich eine riesige Tundra aus.

Das Südmeer war frei von Landmassen und aufgrund der Achsneigung des Planeten zurzeit etwas wärmer als ihr Pendant im Norden. Der Kontinent wies an der südlichen Hälfte einige flachere Küstengebiete auf.

Riesige Seen durchbrachen an einer einzigen Stelle das Land auf einer Fläche von mehreren Tausend Kilometern; in östlicher Richtung schlossen sich ausgedehnte Sumpflandschaften an, die teils bis zum Südmeer reichten. Nördlich davon begann das Gebiet einer graufarbenen Wüste, die im Norden von einem Gebirgsmassiv begrenzt wurde.

»Das ist es«, murmelte Joelle und versuchte Felsformationen zu erkennen, die sie in ihrem Traum überflogen hatte.

Tatsächlich meinte sie, den Canyon identifizieren zu können, worauf sie befahl, die Sonde heranzoomen zu lassen.

Die Schlucht wurde von einem reißenden Bach durchflossen. Der Wasserlauf schien ein größeres Volumen zu besitzen. An seinen Ufern grünte es. Der Canyon war ungefähr sechs Kilometer lang, dann öffnete er sich wieder zu einer flachen Wüstenei. Einst musste sie fruchtbar gewesen sein, denn hier und da verdorrten Sträucher und Bäume.

Joelle erkannte, dass es vor Kurzem geregnet hatte, was auch den angeschwollenen Bach erklärte. Wasserlachen sammelten sich in den Salzpfannen. Die anscheinend toten Gewächse an den Ufern schlugen grün-gelblich aus. Es bildeten sich regelrechte Seen, an denen bald Wiesen erblühen würden. Vielleicht wanderten Herden oder Vogelschwärme in das fruchtbar werdende Gebiet, um es für einige Zeit zu bevölkern.

»Dort ist es, Captain«, rief Joelle in ihren Helmfunk. »Sehen Sie die Wüstenlandschaft auf der linken Seite des Split-Screens, die allmählich erblüht? Anscheinend beginnt eine Regenzeit. Dieser Canyon und die Haine toter Bäume. Das stammt aus meinem Traum. Ich bin mir ganz sicher.«

»Verstanden«, antwortete Captain Mulcahy nüchtern. »Die Sonden sollen nach ihrer letzten Umrundung tiefer gehen! Wir bleiben vorerst energetisch unauffällig und beobachten, ob unsere Aktion das Abwehrfeuer verborgener Forts oder andere Feindhandlungen provoziert. Nur wenn alles ruhig bleibt, wagen wir den Landeanflug.«

Die Angesprochenen bestätigten.

Joelle konnte ihre Ungeduld immer schlechter zügeln. Es zog sie in die Wüste, hin zu der Ruine, von der sie ganz sicher wusste, dass sie dort war.

Mit wippenden Fußspitzen wartete sie die letzten Ortungsergebnisse ab und ertrug die quälend lang andauernden Manöver.

Bei einem tiefen Überflug des Sumpfgebietes, an das sich die Wüste anschloss, erfassten die Kameras eine Bewegung.

»Lebewesen«, meldete der Co-Pilot der SF-1, dessen Sonde die Bewegung aufgezeichnet hatte.

»Spielen Sie es erneut ab«, befahl Captain Mulcahy.

Die Sequenz lief ein zweites Mal über die Displays und stoppte, als ein Schemen unter den Ästen riesiger Bäume huschte. Das Bild wurde vergrößert und hochgerechnet. Das Bild war verschwommen, doch Joelle konnte ein sackartiges Wesen mit acht Tentakeln erkennen.

»Ein Oktopus!«, rief Mary Halova aus. Sie klang überrascht.

Auch Joelle stutzte. Sie kannte diese Art – und das nicht nur von der Erde. Nun fiel ihr auch der Name wieder ein, über den sie im Traum gerätselt hatte. Halova hatte ihn gerade erst ausgerufen.

»Captain Mulcahy«, sagte sie. »Ich habe so ein Wesen bereits einmal gesehen. In meiner Vision. Eine der Wandmalereien stellte es dar.«

»Ich verstehe.«

Die Anzeichen häuften sich, dass sie tatsächlich eine Spur gefunden hatten. Wohin auch immer diese Spur führen mochte.

Drei Stunden später schlossen die Co-Piloten die Provokationsmanöver der Sonden ab. »Sir, es scheint keine unmittelbare Gefahr zu drohen«, meldeten sie abschließend.

»In Ordnung. Landeanflug einleiten!«

Joelle stieß die angehaltene Luft an.

*

Als Nautia wach wurde, fühlte sie sich seltsam betäubt. Der Wagen, auf den sie Dyari nach ihrem Schwächeanfall verbannt hatte, schaukelte im Rhythmus der Tatkora-Schritte. Aber sie war Dyari nicht böse, ganz im Gegenteil. Endlich hatte sie sich ausruhen und für den wichtigsten Teil der Reise stärken können. Nun konnte die Suche nach Mutter fortgesetzt werden.

Baumgerippe wankten an ihr vorbei, obwohl – waren das nicht junge Schösslinge, deren Blattspitzen aus den bleichen Ästen sprossen? Hinter ihnen lag eine Landschaft, die flach wie ein Brett und nur von wassergefüllten Salzpfannen unterbrochen war.

Die letzten Sicheldünen hatten sie vor einem Tag umrundet. Die Wellen aus Sand waren beiseitegetreten und hatten den Blick auf eine weite Ebene freigegeben, die in der Ferne leicht anstieg und in ein himmelhohes Gebirge überging. Früher hatte sie die Spitzen der Berge nur gesehen, wenn sie mit Dyari auf die höchste Düne der Umgebung geklettert war. Nur von dort aus konnte der Führer des Trupps einen Punkt am Horizont anpeilen, um sich zu orientieren, sonst hätten sie sich im Labyrinth aus Sand längst verirrt.

In der Ebene fiel ihnen die Orientierung leichter. Die Gipfel schienen zum Greifen nah, und nun war auch der Einschnitt zu erkennen, an dessen Fuß sich laut Mutters Karte die Ruine befand. Aber Dyari hatte ihr erklärt, dass sie noch eine weitere Tagesreise vor sich hatten.

War es nun so weit?

Nautia spürte die erhöhte Luftfeuchtigkeit. Bald würde es erneut regnen, denn in der Luft lag ein Geruch, der an nasse, alte Tatka-Füße erinnerte.

Nautia hielt sich an der Seitenwand des Wagens fest und drehte sich zu den Zugtieren um. Zwischen den Skeletten der Bäume schälte sich ein steinerner Bau aus dem morgendlichen Dunst, der selbst Daruas Baumhaus in den Schatten stellte. Schon in der Breite maß er mehr als ein Teich für Panzerechsen.

Den Eingang, der dreimal so hoch wie Nautia war, hielten die Luftwurzeln eines kahlen Baumes umschlossen. Wie ein Spinnennetz überzogen die armdicken Gewächse die Säulen an beiden Seiten des Tors.

Ornamente, die wie eckig gepresste Schneckengehäuse wirkten, umgaben die Säulen. Einzelne Steinblöcke lagen verstreut vor dem Eingang. Ein Bach aus den Bergen überschwemmte den Platz vor der

Ruine. Er machte auch vor dem Gebäude nicht Halt. Ein Rinnsal floss in die Dunkelheit und Nautia glaubte, ein Gurgeln zu vernehmen.

Dyari ließ den Treck weiterziehen. Erst auf der Rückseite des Gebäudes durften die Zugtiere anhalten.

»Schafft die Wagen hier hinein«, rief der Alte und deutete auf einen Felsvorsprung, unter dem die Karren bequem Platz fanden. »Und dann treibt ihr die Tiere hinaus zu den anderen. Vergesst nicht, ihnen die Vorderbeine zusammenzubinden!«

Erst jetzt erkannte Nautia die Tatkoras in einem kleinen Hain am Bachlauf. Es waren die Lasttiere ihrer Mutter!

»Beeilt euch!«, rief Dyari ihnen hinterher. »Wir sollten keine Zeit verlieren, um nach den anderen zu suchen.«

*

»Waffen entsichern und raus hier! Los, los, los!« Corporal Cimino, der das Fireteam Cypher anführte, feuerte seine Leute an. Die vier Marines in ihren gepanzerten Kampfanzügen bildeten die Vorhut und sicherten die Umgebung der gelandeten SF-2. Cimino selbst folgte ihnen. Im Anschluss verließen der Paramedic und der Techniker das Shuttle. Zuletzt sprangen Joelle und Mary Halova aus der Schleuse. Pilot und Co-Pilot verblieben in der SF-2.

Der Anzug schloss die Analyse der Luft ab und erklärte sie für atembar. Joelle wagte es daher, ihren Helm zu öffnen.

Sie blickte in den tiefblauen Himmel. Fanal stand als weißer Fleck im Zenit. Es war heiß und feucht. Nach kurzer Zeit perlten Schweißtropfen von ihrer Stirn.

Außer der stärkeren Blaufärbung des Himmels wiesen vor allem die weniger scharf begrenzten Schatten darauf hin, dass der Planet eine blaue Sonne umkreiste. Der Stern war heißer als ein gelber Zwerg wie Sol, dafür war die habitable Zone, in der Fanal II durchs All flog, weiter von der Sonne entfernt.

Ein Schrei erklang, und Joelle entdeckte am Horizont einen winzigen Punkt. Sie schob das Visier über die Augen, zoomte heran und erkannte einen Vogel mit etwa vier Metern Spannweite. Die Farbe seines Gefieders changierte vom weißen Kopf, über die grauen Beine hin zu den schwarzen Flügeln. Aus dem Schnabel ragten dornähnliche Hornauswüchse, die Joelle erschaudern ließen.

»Schwül hier«, kommentierte Mary Halova und wischte sich über die Stirn.

Joelle schob das Visier wieder hoch und nickte. Sie atmete tief ein. Die Luft war nicht trocken wie die Wüstenluft, die sie in ihrem Traum eingeatmet hatte. Stattdessen roch es würzig nach Salz und den grün-gelben Gewächsen. Ein süßlicher Hauch von Moschus oder eher Muskat lag in der Luft.

»Das liegt am Regen«, erklärte Joelle. »Er hat den Salz- und

Sandstaub aus der Luft gespült und sammelt sich nun in den wasserundurchlässigen Salzpfannen. Auf der Erde gibt es ähnliche Gebiete. Ich vermute, bald wird es hier von Leben wimmeln.«

Corporal Cimino trat zu ihnen. Auch er hatte das Visier seines Helmes geöffnet. Dicke Schweißperlen rannen über seine glatte Gesichtshaut. »Ich frage mich, ob die Swamper mit dem Wasser hierher kommen oder ob sie in ihren Sümpfen bleiben.«

Joelle runzelte die Stirn. »Swamper?«, fragte sie den Marine.

»Jemand von der SF-1 hat die Oktopusartigen so genannt, weil sie in den Sümpfen beheimatet zu sein scheinen. Captain Mulcahy hat den Namen für dieses Volk ausgewählt, damit wir eine einheitliche Bezeichnung für diese Spezies besitzen.«

Joelle zuckte mit den Achseln. »Nun gut, also Swamper. Warum auch nicht.« Zwar fand sie die Bezeichnung nicht sonderlich kreativ, aber darum ging es hier ja auch gar nicht.

Ein dunkler Punkt erschien am Himmel und wuchs rasch an. Es war die SF-1 unter dem Kommando des Captains. Sie landete in knapp einem Kilometer Entfernung, um potenziellen Angreifern nicht beide Shuttles zugleich als leichtes Ziel auszuliefern. Die Jäger waren im Orbit verblieben und kümmerten sich um die Raumüberwachung.

»Wir treffen uns in der Ruine«, ordnete Captain Mulcahy über Funk an. »Bis dahin: Funkstille wahren!«

*

Langsam gewöhnten sich Nautias Augen an die Dunkelheit in der Ruine. Der Eingang stach wie ein helles Rechteck aus der Finsternis, aber sein Licht reichte nicht bis zu Nautias Standort. Ein einziger Lichtstrahl fiel durch einen Spalt in der Decke und verschleierte mehr als er enthüllte. Wo er auf den Boden traf, kräuselte sich Wasser.

Nautia konnte den Sog des Wassers an ihren Beinen spüren. Es floss von ihr weg, weiter hinein in die Mitte der gigantischen Halle. Nautia folgte dem Ruf des Wassers Schritt um Schritt, bis sie an etwas stieß. Sie tastete über den Boden und spürte etwas Glattes, das kalt wie Metall war und das dazwischen Lücken aufwies, durch die das Wasser abfloss. Ein Gitter?

»Hier ist niemand«, hallte Ulesis Stimme aus einer Ecke.

»Hier auch nicht«, kam es aus der gegenüberliegenden Ecke.

Wo befanden sich Mutter und ihre Forscher bloß? In der Tiefe unter dem Gitter?

Nautia strich das Metall entlang. Das Loch war etwa zwei Armlängen breit und genauso lang, doch so sehr sie sich auch abmühte, das Abdeckgitter ließ sich nicht bewegen.

Doch da war noch etwas anderes!

Nautia griff nach dem Stofffetzen, der sich an dem Gitter verfangen hatte. Eine Ecke des Tuchs schimmerte dunkler. Sie spürte ihre Herzen

klopfen, während sie zum Lichtstrahl zurückeilte und den Fetzen in das spärliche Licht hielt.

Tatsächlich! Die rote, geschlungene Linie in der Ecke des Stoffes stand für »Ne« wie Neharia, Nautias Mutter!

»Sie waren hier«, rief Nautia triumphierend und schwang das nasse Tuch über ihrem Kopf.

Die Schatten der anderen Gyaan rannten quer durch die Halle zu ihr. Das Wasser spritzte dabei zu allen Seiten.

»Lass sehen!«, befahl Dyari.

Sie zeigte ihm den Stoff. Selbst im Halbdunkel konnte sie die aufgewühlten Muster auf seiner Haut sehen, als er die geschwungene Linie nachfuhr.

»Du hast recht«, sagte er. »Jetzt müssen wir sie nur noch finden.«

Mitten in die Jubelschreie der übrigen erklangen von draußen seltsame Geräusche, die sich wie das Brausen eines Sturmes anhörten, der rasch näher kam.

Ulesi stürzte an Nautia vorbei zum Eingang, wo er erst wie angewurzelt stehen blieb, um dann zurückzuhetzen, als wäre eine Horde Dornenvögel hinter ihm her.

»Ein Vogel!«, rief er und gestikulierte wild mit den Armen, über die hektische violette Muster glitten. »Ein riesiger Vogel, seht selbst!«

Dyari und Nautia folgten ihm.

Ulesis Vogel hing in einiger Entfernung in der Luft und glänzte wie ein frisch geschliffenes Beil in der Sonne. Trotz der vier unbeweglichen Stummelflügel schwebte er sanft zu Boden. Nautia kam es eher so vor, als würde sie ein fliegendes Haus sehen. Wie recht sie mit ihrem Vergleich hatte, erkannte sie, als zehn Wesen aus dem Bauch des Vogels stiegen und auf die Ruine zuhielten.

Etwas weiter weg lag ein zweites Gebäude im Sand, dessen Bewohner die Strecke zur Ruine schon zur Hälfte überwunden hatten. Die Fremden verfügten über zwei Beine und zwei Arme, die nicht bis zum Boden reichten, sowie einen Kopf, der im Vergleich zum restlichen Körper winzig wirkte. Dafür waren die furchterregenden Gestalten flink, denn sie kamen rasch näher.

»Haben *die* Nautias Mutter?« Ulesi stockte und sprach doch Nautias Ängste aus.

»Ich fürchte, ja«, antwortete Dyari und drehte sich zu den anderen Gyaan um, die ihnen zum Eingang gefolgt waren und die Fremden beobachteten. »Die Wesen dort draußen haben unsere Leute auf dem Gewissen. Ihr wisst, was ihr zu tun habt?« Dyari klopfte sanft auf seine Giftdrüse und spähte nach draußen. »Dann los! Die Fremden werden gleich hier sein.«

*

Die Ruine, die sie bei ihrem Landeanflug in einem Hain bleicher Bäume

entdeckt hatten, lag fünf Kilometer von ihrem Landeplatz entfernt. Hier hatten es die Marines einfacher als die Offiziere oder Turanagi und Taro. Dank der in den Kampfanzügen integrierten Kraftverstärker legten sie den Weg ohne große Anstrengung zurück. Der Umstand, dass die Schwerkraft von Fanal II mit 0,88 g unterhalb der Erdnorm lag, beruhigte alle Teilnehmer. Da die Luft atembar war, blieben auch die Luftfilter außer Betrieb und die Visiere geöffnet.

Das Gemäuer sah aus wie in Joelles Erinnerung. Aus dem Gestein der Umgebung erbaut, hatte es einen rechteckigen Grundriss und dehnte sich über eine Fläche von zweihundert Quadratmetern aus. Es war über und über mit in den Stein geschlagenen Verzierungen übersät. Auf Bodenniveau führte ein Durchgang ins schattige Innere. Die Luftwurzeln der Bäume bedeckten die Säulen, die den Eingang flankierten. Die Fensterscharten des Gemäuers zeigten zur sonnenabgewandten Seite.

Das Dach bestand aus Steinblöcken, die mit einem teerähnlichen Mittel bestrichen waren. Bäche, die offenbar künstlich angelegt worden waren, führten ins Innere der Ruine.

»Ich schlage vor, wir dringen in das Gebäude ein. Keine Feindortungen, keine sonstigen Auffälligkeiten – ich sehe nicht einen Grund, länger zu warten.« Joelle scharte mit dem rechten Fuß im Sand.

Yefimov bemerkte es und fragte: »Ungeduldig, Lieutenant?«

Sie sah ihm in die Augen und entdeckte nicht die geringste Spur von Belustigung. »Zugegeben, ich bin ungeduldig. Aber nicht derart, dass ich unvorsichtig würde. Ich kenne das alles aus meiner Vision. Und ich spüre, dass mich etwas hierher gelockt hat. Wissenschaftlich und nüchtern ausgedrückt scheint dieses Etwas über die Hyperstrahlung Fanals mit meiner HD-Raum-Affinität zu interagieren.«

»Das muss dennoch nicht bedeuten, dass es für uns sicher ist«, brummte Yefimov. »Im Gegenteil! Es könnte auch eine Venusfliegenfalle sein.«

»Eine was?«, fragte Joelle irritiert.

»Venusfliegenfallen locken Insekten durch duftende Sekrete an. Und sobald ein Insekt sich auf der Pflanze niederlässt, klappen die Fangblätter innerhalb von hundert Millisekunden zu. Das Insekt hat keine Chance.«

»Ich bin kein Insekt!«, widersprach Joelle verärgert.

Yefimov wandte sich an Taro. »Wie ergeht es Ihnen? Reagiert ihr Akoluthorum in irgendeiner Weise?«

Taro hatte bislang geschwiegen. Das lag nicht nur daran, dass er zwar schnell die Sprache Solar erlernt hatte, sich darin aber natürlich noch unsicher fühlte. Die Karolaner waren es generell nicht gewohnt, abstrakte Eindrücke und Gefühle über das auszudrücken, was sie als Lautsprache bezeichneten.

Der Karolaner blickte hilfesuchend zu Turanagi. Er hatte inzwischen gelernt, sich Turanagi über Gedankenbilder mitzuteilen.

»Taro ist ebenso wie Sie aufgewühlt und ungeduldig«, erklärte

Turanagi. »Er scheint sein Akoluthorum intensiver zu spüren. Ob das an der Hyperstrahlung, an der Sonne oder an etwas ganz anderem liegt, ist allerdings völlig offen. Das Gefühl des Lockens scheint sich jedenfalls seit unserer Ankunft verstärkt zu haben. Irgendetwas erwartet uns hier.«

Joelle konnte sehen, wie Yefimov die Stirn runzelte. Offenbar sah er sich aufgrund dieser Aussage in seinem Vergleich mit der Venusfliegenfalle nur bestätigt.

»Was ist mit Ihrem Eponen, Taro?«, schaltete sich nun auch Captain Mulcahy in das Gespräch ein. »Ist er noch bei Ihnen? Und wäre er notfalls in der Lage, sie zu retten?«

Taro war der Reiter eines Heros-Eponen namens Cyx. Eponen waren Wesen, die für Menschen nicht sichtbar waren. Wenn Taro auf Cyx »ritt«, sah es für Menschen so aus, als würde Taro lediglich an einen anderen Ort teleportieren.

Angeblich war es Taro möglich, eine weitere Person auf seinem Heros-Eponen mitzunehmen. Bislang hatte man das bei Menschen noch nicht ausprobiert. Es schien schlichtweg zu riskant, und es war noch immer offen, ob es überhaupt funktionierte, da Menschen den Eponen nicht sehen konnten.

»Ich kann Cyx kaum bändigen«, antwortete Taro schließlich. »Ich weiß nicht …«

Taro schien erneut nach Worten zu suchen, sodass Turanagi helfend einsprang: »Taro möchte kein Risiko eingehen. Gerade eine Flucht traut er im Moment seinem Eponen nicht zu. Es ist gefährlich, einen Eponen zu reiten, wenn er nicht vollständig unter der Kontrolle seines Reiters steht.«

Der Captain wiegte den Kopf. »Hoffen wir also, dass wir die Hilfe von Cyx nicht benötigen.« Dann nickte er dem Colonel zu. Yefimov hatte verstanden.

Die zehn Marines, darunter Yefimov und Cimino, bildeten eine Raute um das übrige Außenteam.

Auf diese Weise rückten sie langsam vor.

Im Inneren des Gebäudes herrschte Dunkelheit, sodass alle ihre Helmscheinwerfer aktivierten. Die Luft war feucht und klamm. Das Wasser stand ihnen nicht einmal bis zu den Knöcheln, also schien es an irgendeiner Stelle abzulaufen.

Joelle lief an der Wand entlang und strich über die Zeichnungen und die eingelassenen Edelsteine. Alles sah aus wie in ihrem Traum, den sie nun endgültig als das akzeptierte, was er war – eine Vision.

»Interessant«, murmelte Mary Halova. Sie leuchtete mit ihrem LED-Scheinwerfer die Malereien aus.

»Aufzeichnung starten«, las Joelle die tonlos vorgetragenen Worte von ihren Lippen ab.

Eine bedrückende Stille lag in der Halle. Das Tosen des Windes und die vereinzelten Schreie der dornbewehrten Vögel waren nicht mehr zu hören. Nur ab und zu ertönte das Piepsen und Summen der

Gerätschaften, untermalt von dem leisen Tropfen und Gurgeln des Wassers, das irgendwohin verschwand.

»Ich orte organisches Leben«, meldete einer der beiden Techniker, der die Halle scannte. Mit ihren Helmscheinwerfern beleuchteten die Männer und Frauen Wände, Boden und Decken. Doch außer Algen, Moos und Schneckentieren entdeckten sie nichts.

Es roch muffig. Für einen Moment befürchtete Joelle, dass sie zu spät kamen, dass sie nur in einer Trockenperiode die Möglichkeit besaßen, das Akoluthorum zu finden.

Als sie in die Mitte der Halle trat und zur Decke hochsah, verspürte Joelle Enttäuschung. Das Loch, das dort in ihrer Vision geklafft hatte, existierte in der Realität nicht.

Ihre Zweifel wuchsen.

Sie musste gähnen und wischte sich über die Augen. Ein Schleier hatte sich über ihr Blickfeld gelegt. Ihr Versuch, den Blick durch Blinzeln zu klären, scheiterte.

Was war plötzlich los mit ihr?

Ihre Fingerspitzen begannen zu kribbeln. Dann ihre Zehen. Dieses Gefühl zog sich weiter durch den gesamten Körper.

Lag nicht ein Hauch von Muskat in der Luft? Oder bildete sie sich das nur ein?

Sie hörte noch das Platschen eines Körpers ins Wasser.

»Helme schließen«, rief eine befehlsgewohnte Männerstimme.

Venusfliegenfalle, schoss es Joelle durch den Kopf. Ihre Beine gaben nach, und das Letzte, was sie mitbekam, war ein Schwall kalten Wassers in ihrem Gesicht und ein huschender Schemen, der auf sie zuraste.

*

Joelle erwachte nur mühselig.

Sie spürte keinen Boden unter den Füßen, sondern baumelte an den Händen gefesselt in der Luft. Der Schmerz überwältigte sie im ersten Moment beinahe, sodass sie wieder in Ohnmacht zu fallen drohte. Mühsam widerstand sie der Verlockung, auf diese Weise den Schmerzen zu entgehen.

Verkrustetes Tränensekret verklebte ihre Augen. Ihr war übel. Die Fesseln schnitten immer heftiger in das Fleisch, jetzt wo sie begonnen hatte, sich zu bewegen.

In ihrem Nacken brannte die Sonne. Die Muskulatur fühlte sich hart wie Stein an.

Den Schmutz fortblinzelnd öffnete sie die Augen, nur um sie direkt wieder zu schließen. Der grelle Sonnenschein blendete schmerzhaft. Erst nach mehreren Anläufen gewöhnte sie sich an den hellen Schein.

Joelle versuchte, sich zu orientieren. Sie hing an ihren Fesseln etwa einen Meter über dem steinigen Boden. Links neben ihr war Mary

Halova. Sie war ebenfalls gefesselt.

Auf der rechten Seite baumelte der athletische Körper Captain Mulcahys in der Luft.

Über ihr waren die Handfesseln an einem elfenbeinfarbenen Ast befestigt. Nur wenige Wolkenfäden durchbrachen das tiefe Himmelsblau, das zwei der Vögel durchpflügten, die sie direkt nach ihrer Ankunft entdeckt hatte.

Ein Schrei gellte durch die Luft.

Es rumorte in Joelles Magen. Sie war sich nicht sicher, ob die Übelkeit noch von der Betäubung herrührte oder von dem Gedanken an eine Attacke der Vögel. Hilflos, wie sie war, konnte sie sich das Ergebnis eines solch ungleichen Kampfes in furchterregenden Bildern ausmalen.

»Auch schon wach?«, lallte jemand neben ihr. Joelle erkannte die Stimme nicht. Sie reckte den Kopf nach vorn und sah nach links. Colonel Yefimov grinste sie an. Seine großen blauen Augen kontrastierten mit der krebsroten Färbung seiner Gesichtshaut. Selbst die Kopfhaut unter dem dünnen blonden Haar war von der Sonne verbrannt worden. Der Colonel hing an dem Ast des benachbarten Baumes und trug nichts als die Funktionsunterwäsche.

Es wunderte Joelle nicht, dass der stämmige Offizier vor ihr erwacht war. Doch warum war Mulcahy noch bewusstlos, der eine ähnlich robuste Konstitution besaß?

»Diese verdammten Swamper haben uns betäubt«, erklärte Yefimov. »Das Gift scheint auf jeden von uns unterschiedlich stark zu wirken.«

»Die anderen?«, krächzte Joelle mit rauer Stimme hervor.

»Ich habe bereits einige Stimmen gehört«, antwortete Yefimov. Er wies mit dem Kopf nach hinten. Dort mussten weitere Team-Mitglieder gefesselt an Ästen hängen.

Der heiße und schwüle Wind der erblühenden Ödnis blies Joelle ins Gesicht und trieb ihr den Schweiß aus den Poren.

»Was ist mit den Medo-Nanos?«

»Stecken sicher in den Kampfanzügen, die man uns abgenommen hat«, brummte Yefimov.

Erst jetzt fiel Joelle auf, dass auch sie nur die leichte Unterwäsche trug. Ihre Haut war von Schweiß bedeckt. Selbst das atmungsaktive Material war vollkommen damit überfordert, die Flüssigkeit abzusaugen und von seiner Außenschicht abperlen zu lassen.

Joelle versuchte verzweifelt, sich an den Fesseln in die Höhe zu ziehen, um wenigstens für kurze Zeit die Handgelenke von ihrem Körpergewicht zu entlasten. Sie wünschte sich die Medo-Komponente ihres Anzuges herbei, die ihr eine kräftige Dosis Schmerzmittel injizieren würde.

Der Colonel berichtete ihr, dass die Haut der Swamper farbvariabel zu sein schien. Kurz nachdem er erwacht war, hatten sie hinter den Felsbrocken in Blickrichtung gehockt und ihn beobachtet. Obwohl sie ihre Körper mit Tüchern vor der Sonne schützten, waren ihm in ihren »Gesichtern« wechselnde Farbmuster aufgefallen.

Dieser Umstand lieferte auch eine Erklärung, warum die Männer und Frauen der Fireteams die Wesen innerhalb der Halle nicht hatten entdecken können. Um sich zu tarnen, konnten die Swamper sich augenscheinlich so vollständig ihre Umgebung anpassen, dass sie nicht einmal die Scanner hatten aufspüren können.

Nach und nach erwachten auch die übrigen Mitglieder ihres Teams und ließen sich von Yefimov und Joelle die derzeitige Lage erläutern. Da sie immer wieder die zwitschernden Lautäußerungen der Swamper vernahmen, lag die Vermutung nahe, dass sie ihre Gruppe dauerhaft beobachteten.

Captain Mulcahy übernahm nach seinem Erwachen wieder das Kommando. Der im Temporallappen seines Gehirns implantierte Gedächtnischip lieferte ihm all die Eindrücke, die seine vom Gift eingeschränkten Sinne vor der Ohnmacht empfangen hatten. Mulcahy berichtete von einem Swamper, der sich auf ihn gestürzt und die Tentakeln um seinen Körper geschlungen hatte. »Ich schätze, die Swamper haben das Gift ins Wasser gespeist und von dort aus stieg es in die Luft«, erklärte er. »Das würde den süßlich-scharfen Geruch erklären, der in der Luft lag. Als der Swamper mich zu Boden drückte, spritzte mir etwas Wasser in den Mund.«

»Was ist mit Taro?«, wollte Joelle wissen. »Kann er uns mit seinem Eponen hier rausbringen?«

»Taro ist noch nicht bei Bewusstsein!«, rief Private Becket ihnen zu.

»Und selbst wenn«, sagte Captain Mulcahy, »ich bezweifle, dass sein Epone in der Lage wäre, Taros Fesseln zu lösen.«

In diesem Moment näherte sich eine Gruppe aus vier Swampern. Ihre sackartigen Körper ruhten auf den vier seitlichen Tentakeln. Mithilfe der beiden vorderen Fangarme zogen sie sich voran. Beigefarbene Tücher schützten die Haut vor der Sonne. Nur das »Gesicht« blieb frei, beschattet durch eine nach vorne schirmartig geformte Kapuze.

Einer von ihnen musterte Taro aus seinen handtellergroßen, leicht hervorstehenden Augen und deutete mit einem seiner Armtentakel auf den Karolaner. Sein Gefährte hob ihm den Multifunktionskragen eines Star-Corps-Anzuges vor die verhornte Mundöffnung.

»Warum ist er noch nicht erwacht?«, übersetzte das Translatormodul des Kragens die Zwitscherlaute.

Corporal Cimino pfiff durch die Zähne. »Sie sind intelligent. Sie haben herausgefunden, wie man das Übersetzungsmodul mit Daten füttert.«

Keiner der Swamper reagierte auf ihn, stattdessen stießen sie Captain Mulcahy leicht an, sodass er an seinen Fesseln hin und her baumelte.

»Wir haben euch beobachtet. Du bist anscheinend der Wortführer. Antworte uns!«

»Er stammt nicht von der gleichen Welt wie wir«, antwortete Mulcahy geduldig. Joelle beneidete ihn um diese Ruhe. Ihr selbst schlug das Herz bis zum Hals. »Sein Körper reagiert anders auf euer Gift.«

»Weshalb seid ihr hier eingedrungen?«, wollte der Swamper wissen.

»Ich bin bereit, alles zu erklären«, sagte Mulcahy ruhig. »Die Fesseln schneiden uns in das Fleisch. Befreit uns, und ich werde auf jede Frage antworten.«

Die Gesichtsfarbe des Wortführers wechselte in ein dunkles Rot. Er hob einen Tentakel und schlug erneut nach Mulcahy. Dabei verrutschte eine der Tuchbahnen. »Ihr habt keine Forderungen zu stellen. Ihr könnt froh sein, falls wir euch am Leben lassen.«

Joelle überlegte, wie lange es wohl dauern würde, bis ein Rettungstrupp auf dem Weg war. Doch da sie nicht wusste, wie lange sie ohnmächtig gewesen war, blieb es müßig, hierüber Vermutungen anzustellen.

»Wir haben euch nichts getan«, fuhr Captain Mulcahy fort. »Wir kamen in friedlicher Absicht. Wir sind unbewaffnet und keine Bedrohung für euch. Warum könnt ihr meiner Bitte nicht entsprechen?«

»Das habe ich nicht allein zu entscheiden«, antwortete der Swamper. Seine Hautfarbe ging nun in einen sanften Grünton über, nur um langsam wieder zu ergrauen. Er zog sich das verrutschte Tuch zurück über die nackte Stelle des Tentakels.

Diese sich ändernden Farbmuster schienen Gemütszustände widerzuspiegeln, vermutete Joelle, die sich von Mulcahys Art allmählich beruhigen ließ und ihren analytischen Verstand zurückgewann.

Möglicherweise haben sie auch nur Signalwirkung. Drohen, Besänftigen, Einschmeicheln, überlegte sie. *Der Captain wird es besser analysieren können. Dank seines Gedächtnischips kann er sich haargenau an jede Situation zurückerinnern und die Farben den gesprochenen Worten zuordnen. Das könnte noch von Nutzen sein.*

»Wer hat es dann zu entscheiden?«, wollte Mulcahy wissen.

»Ein Tribunal wird über euer weiteres Schicksal entscheiden«, erklärte der Swamper und gestikulierte mit seinen Armtentakeln. »Antwortet ihr zu meiner Zufriedenheit, werde ich mich für euch einsetzen.«

»Was wirft man uns vor?«, wollte Mulcahy wissen.

Bei den meisten Rassen der Solaren Welten hätte man diese Frage als berechtigt empfunden. Der Swamper jedoch geriet erneut in Wallung. Sein Hautmuster wechselte zu Violett. Er riss die Tentakelarme in die Höhe und schlug nach dem Captain. Mit einem Beinschwinger gelang es diesem auszuweichen, was das Oktopuswesen nur stärker in Rage brachte. Er packte Mulcahys Beine und zerrte daran. Der Captain stöhnte vor Schmerz auf.

Die zwitschernde Stimme überschlug sich, während der Translator das Wort mechanisch-nüchtern übersetzte. »Was habt ihr in der Ruine zu suchen gehabt? Und was habt ihr mit unseren Forschern angestellt? Antworte!«

»Wir haben nichts mit euren Forschern angestellt!«, rief Colonel

Yefimov. »Wir haben noch nie einen eures Volkes gesehen, bevor ihr uns überfallen habt!« Es war unvorsichtig von ihm, die Aufmerksamkeit des aufgebrachten Swampers auf sich zu lenken. Doch ein Blick in sein besorgtes Gesicht verriet Joelle, dass er Mulcahy aus der Schusslinie bringen wollte, um ihm Gelegenheit zur Erholung zu geben.

»Lüge!« Das Zwitschern schlug in schrilles Kreischen um. Nun griffen auch die Gefährten des Wortführers nach den an den Bäumen hängenden Menschen. Sie hieben nach den Beinen und zerrten daran.

Ein zwitschernder Ruf erklang von jenseits des Haines.

»Ihr miesen Lügner!«, klagte der Wortführer erneut. »Es kommen noch mehr von euch. Sie haben Waffen dabei! Meine Späher berichten es soeben! Warum greift ihr uns an?«

»Wir sind ebenfalls Forscher«, rief Joelle. »Wir haben euren Artgenossen nichts angetan. Die Ruine war bereits verlassen, als wir sie erreichten! Gebt mir den Ring, den ihr bei euch tragt. Ich spreche mit unseren Leuten, damit sie nicht angreifen!«

Sie wusste nicht weshalb. Vielleicht hatte ein Marine seine Waffe auf einen Swamper abgefeuert und die Wesen waren in Panik geraten. Doch der Wortführer befahl, sie vom Baum herab zu holen und man gab ihr den Multifunktionskragen.

Sie rieb sich nur kurz die schmerzenden, geröteten Handgelenke, dann griff sie nach dem Kragen, aktivierte den Funk und nahm Kontakt zu dem Rettungstrupp auf.

»Hier spricht Lieutenant Sobritzky. Bitte melden!«

Eine weibliche Stimme erklang leise aus dem Gerät. Der Translator übersetzte in diesem Fall standardgemäß nicht, damit kein Fremdwesen das Gespräch belauschen konnte. »Hier Major Mortimer.«

Joelle atmete innerlich auf. Offenbar hatten die Piloten Alarm geschlagen, und die STERNENFAUST hatte ein drittes Shuttle losgeschickt. Das bedeutete, dass sie alle sich schon länger in der Gewalt der Swamper befanden als zunächst vermutet. »Wir peilen ihr Funkgerät an und hauen Sie da raus«, sagte Mortimer.

Joelle schüttelte den Kopf. Nun, da sie sich von ihrer ersten Angst und Aufregung erholt hatte, gelang es ihr wieder, nüchtern zu denken. Sie durften nicht angreifen. Die Swamper waren in der Ruine auf den Wandmalereien dargestellt. Sie erforschten die Gemäuer. Vielleicht konnten die Wesen ihnen helfen, wenn es nur glückte, sie zu besänftigen.

»Major, man will uns vor eine Art Gericht stellen. Die Fremden glauben, wir haben ihre Leute verschleppt. Vielleicht haben wir noch eine Chance, sie vom Gegenteil zu überzeugen.«

»Wie gefährlich sind die Fremden?«

»Sie haben uns mit einem Gift betäubt. Halten Sie unbedingt Ihre Helme geschlossen! Ich weiß nicht, über welche Waffen die Fremden ansonsten verfügen.«

»Wir werden zu Ihnen vorstoßen und die Situation analysieren. Sollte

ich Ihre Gruppe in unmittelbarer Gefahr sehen, greifen wir an.«

»Ich …« Der Schlag eines Tentakels unterbrach sie und man nahm ihr den Multifunktionskragen wieder ab.

»Verschwinden eure Artgenossen?«, fragte der Wortführer. Er starrte sie aus seinen ockerfarbenen Glupschaugen an. Die Haut schimmerte immer noch violett. Ein Zeichen für innere Erregung?

»Wenn ihr uns am Leben lasst und wir in Ruhe über alles reden können, dann ja.«

Der Swamper stieß einen schrillen Trillerlaut aus und winkte seine Artgenossen herbei. »Fesselt sie wieder!«, befahl er.

Und an Joelle gewandt sagte er: »Wir lassen uns nicht erpressen. Eure Waffen mögen mächtig sein. Aber es gelang uns bereits, euch außer Gefecht setzen. Das wird auch bei euren Gefährten glücken.«

Joelle presste die Lippen aufeinander. »Meine Gefährten wissen von eurem Gift und haben Gegenmaßnahmen ergriffen. Es wird bei ihnen nicht wirken.«

Der Swamper drehte sich um und huschte davon. Er würdigte sie keines weiteren Blickes.

*

Dyari und die anderen Erwachsenen hatten sich von Nautia nicht davon abhalten lassen, über die Fremden Gericht zu halten. Ganz im Gegenteil, sie wollten an den in den Bäumen hängenden Wesen ein Exempel statuieren. Dyari weigerte sich zu glauben, dass die Fremden nichts mit dem Verschwinden der Forscher um Nautias Mutter zu tun hätten. Und das Auftauchen eines weiteren metallenen Vogels, aus dem eine Gruppe bewaffneter Fremder gesprungen war, die auf einen Wachposten sofort das Feuer eröffnet hatten, hatte Dyaris Überzeugung nur bestätigt.

Die Erwachsenen hatten einen Kreis gebildet. Jeder hatte seine Tatka-Lanze vor sich in den Boden gerammt. In der Mitte des Kreises befanden sich drei der Fremden. Einer davon hatte offenbar den seltsamen Namen Lu-Tennent.

Dyari gestikulierte wild mit seinen Armen und deutete abwechselnd auf die drei Fremden, aber kein Laut drang vom Richtplatz bis zu Nautia, die mit Ulesi im Schatten der Ruine stand.

Dyari hatte sie beide vom Versammlungsplatz weggescheucht, obwohl sie zu gerne dabei gewesen wäre. Sie fühlte, dass die Fremden – vor allem dieser Lu-Tennent – die Wahrheit sprachen und ihr Auftauchen bei der Ruine nicht mit Neharia zusammenhing.

Irgendwo in Nautias Hinterkopf erklang ein helles Lachen, so als würde Uppu sich über sie lustig machen. Sie suchte nach dem kleinen Eponen.

Hinter einem der kahlen Bäume blitzte es auf, aber es war nicht dieser kleine Lause-Epone, sondern das verspiegelte Gesicht eines der

Fremden, mit denen dieser Lu-Tennent über diesen magischen Bügel gesprochen hatte. Sie glaubte, der Name sei Moor-Timmer gewesen.

Ulesi war ihrem Blick gefolgt. Beim Anblick des Fremden sprang er aus dem Schatten neben Nautia.

»Achtung!«, rief er, so laut er konnte.

Sofort drehte der Fremde den Kopf in seine Richtung. In der Hand hielt er ein Gerät, das im gleichen Moment aufblitzte. Ein feines Singen lag über der Ebene. Nautia hörte ein Sirren und konnte die Luft flimmern sehen.

Nautia stieß einen spitzen Schrei aus, als sie das Ziel dieses Flimmerns erkannte: Ulesi!

Der Junge neben ihr sackte zusammen.

Nautia duckte sich hinter einem der Felsblöcke, die vor langer Zeit vom Dach der Ruine gefallen sein mussten. Im Fallen erkannte sie noch, wie mindestens acht weitere Fremde in dunkelgrünen Gewändern hinter den Bäumen hervorbrachen und auf den Richtplatz zuhielten.

Aber auch Dyari und die anderen Gyaan reagierten. Während der Älteste sich auf Lu-Tennent stürzte, die hart auf ihren Rücken fiel, und zwei andere dasselbe mit den beiden anderen Fremden machten, bildeten die übrigen einen Wall um die Gruppe.

Jeder hatte seine Lanze aus dem Boden gezogen und streckte sie entschlossen den Angreifern entgegen.

»Lassen Sie die drei los!«, hallte die Stimme des Anführers der Angreifer über die Ebene. Es war zweifellos dieser Moor-Timmer, zu ähnlich klangen Laute denen, die Nautia aus dem metallenen Bügel vernommen hatte.

»Oder?«, rief Dyari zurück.

»Oder es ergeht Ihnen wie dem da«, antwortete Moor-Timmer und deutete auf die Ruine, wo Ulesi tot dalag.

»Er hat dir nichts getan«, antwortete Dyari ruhig. »Du hast ihn mit deiner Waffe einfach niedergestreckt.«

»Ihnen wird es genauso gehen, wenn Sie nicht gleich die Gefangen loslassen«, rief Moor-Timmer und kam zwei Schritte auf die Gruppe zu.

»Ha!«, sagte nun Dyari. »Du verkennst die Lage.«

»Das glaube ich nicht.« Moor-Timmer winkte mit der Waffe in seiner Hand.

»Um was zu tun?«, spottete Dyari. Er hielt seine Tatka-Lanze so, dass ihre Spitze im Licht von Gy keine Handbreit über dem Gesicht von Lu-Tennent gleißte. »Sieh genauer her! Wenn du mich so fällst wie den armen Ulesi, fällt diese Lanze zu Boden. Dies ist das Zeichen für meine Gefährten, die anderen Fremden, die sich in unserer Gewalt befinden, zu töten.«

Moor-Timmer schien zu zögern, eine Pause, die Dyari nutzte, um zu sagen: »Wir sind uns also einig!«

»Einig?«, echote Moor-Timmer.

»Ja, einig. Die Götter werden entscheiden.«

»Die Götter?« Moor-Timmer schien noch immer nicht verstanden zu haben, dabei war es so klar wie eine Sternennacht kurz vor der Regenzeit.

»Ja, die Götter«, sagte Dyari und Nautia konnte den leichten Spott aus seiner Stimme heraushören. »Wir sind in Eile.«

»Wir sind ebenfalls in Eile«, unterbrach ihn Moor-Timmer. »Aber was hat das mit den Göttern zu tun?«

»Vieles. Alles. Nur ein Gottesurteil kann entscheiden, wer von uns im Recht ist.«

»Ein Gottesurteil?«, stöhnte der Anführer der Zweibeiner.

Aber Dyari beachtete ihn schon nicht mehr. Er verdrehte die Augen, dass seine Pupillen nach hinten verschwanden und nur noch die ockerfarbenen Augäpfel zu sehen waren. Nautia hatte diese Geste schon bei Darua gesehen, wenn diese in ihrer Funktion als Heilerin einen Segen für ihre Schützlinge herbeirief. Dyari hob seine vier Arme, bis diese erst in die vier Himmelsrichtungen zeigten und schließlich über seinem Kopf zu einer stilisierten Weltenzwiebel zusammenfanden. Rote, blaue und violette Linien glitten über seine Arme, wurden immer schneller, bis sie in einem Stakkato über seine Haut rasten.

Abrupt stoppten die Muster, verschwanden und hinterließen Dyaris graubraune Farbe des Alters. Ein Seufzer entrang sich aus seinem Mund, dann richtete er seine Pupillen auf Moor-Timmer.

»Die Götter haben zu mir gesprochen«, verkündete er.

»Und was haben sie gesagt?«

»Die Götter«, sagte Dyari und machte mit seinen Armen eine Geste, als wollte er die Welt umfassen, »die Götter geben euch eine Chance.«

»Eine Chance?«

»Ja. Wenn ihr es innerhalb eines Tages schafft, das Wasser von der Ruine wegzuleiten, so sind die Gefangenen frei.«

»Nichts weiter?«, fragte Moor-Timmer, dabei musste er doch wissen, wie unmöglich Dyaris Forderung war. Selbst alle Gyaan aus der Baumriesensiedlung zusammen würden drei oder vier Oktagone brauchen, um das unbändige Wasser in sein Bett zurückzuweisen, dabei verfügten die Gyaan über doppelt so viele Arme wie sie. »Gut, ich nehme an.«

Über Dyaris Haut flitzten weiße Kreise, von denen Nautia hoffte, dass sie keiner der Fremden als das deuten konnte, was sie waren: Zeichen des Triumphes.



Kurz vor dem Abend freute Nautia sich allerdings aufrichtig, dass die Fremden es geschafft hatten, besonders da Ulesi wieder aus seiner Totenstarre aufgewacht war. Sein ganzer Körper schmerzte zwar, aber

er ließ sich besonders vor Nautia nichts anmerken.

Dyari hatte den Fremden in seiner Überheblichkeit gestattet, ihre Anzüge zu verwenden. Und die Fremden zeigten, was in diesen Wunderwerken steckte. Mühelos hoben sie zu zweit die Steinquader auf, die vom Dach der Ruine gestürzt waren, und legten sie dem Wildbach in den Weg. Stein um Stein wuchs der Wall gegen das Wasser, und als Gy sich dem Horizont näherte, rann nur mehr ein kleines Bächlein auf die Ruine zu.

Nautia und viele der Gyaan waren zunächst in Panik verfallen, als sie sahen, dass die Fremden erneut zu ihren Waffen griffen. Doch ihre Angst war unbegründet, denn sie legten auf die Kanten der Quader und nicht auf die Gyaan an. Feuer schoss aus den Vorderseiten der Rohre und ließ die Felsen aufglühen. Das Wasser um sie herum verdampfte. Als Moor-Timmer und seine Leute das Feuer stoppten, war in der Mauer keine Lücke mehr zu erkennen. Das Wasser floss zischend an ihrer Seite entlang, umrundete die Ruine und verschwand in der Ebene der Salzpfannen.

Nautia war die erste, die zu Dyari eilte, der wie erstarrt dastand, die Tücher um seinen Kopf gewickelt und die Lanze noch immer auf Lu-Tennent gerichtet. Seine Arme zitterten leicht.

»Du musst sie freilassen!«, sagte Nautia sanft.

»Ich weiß«, sagte der Alte.

Nautia ging zu Lu-Tennent. »Ich heiße Nautia«, sagte sie. Dann deutete sie auf den Fremden und sagte: »Und du Lu-Tennent.«

Der Fremde blickte mit großen Augen von dem Metallbügel zu Nautia, doch dann entblößte sie ihre Zähne und gab ein meckerndes Geräusch von sich.

»Nein, ich heiße Tscho-El«, sagte sie. »Lu-Tennent ist mein Dienstgrad.«

Nautia wusste zwar nicht, was ein »Dienstgrad« war, aber wahrscheinlich hatte es mit Tscho-Els Arbeit zu tun.

»Ich verstehe, Tscho-El«, sagte sie.

Ein erster Schritt zu einer Verständigung mit den Fremden war getan. Sie wusste zwar immer noch nicht, wieso sie Tscho-El vertraute, aber in ihrem Geist tauchten Bilder auf, die nur von Uppu stammen konnten. Sie zeigten Uppu und seine Brüder, wie sie unbeschwert umhertollten, während Nautia im Hintergrund stand und mit ihnen schimpfte.

Uppus Lachen glitt durch ihren Geist.

*

Inzwischen wussten sie, dass sich die Swamper selbst als Gyaan bezeichneten. Nautia hatte Joelle den Eigennamen ihres Volkes genannt.

Das junge Weibchen dieser oktopusartigen Spezies war die Einzige ihrer Gruppe, die den Menschen offen gegenübertrat und mit ihnen

redete. Die übrigen Mitglieder ihrer »Rettungstruppe« für die verschollenen Forscher – offenbar gehörte auch Nautias Mutter zu den Verschollenen – blieben jedoch zurückhaltend. Sie rotteten sich in der kühlen Halle zusammen, damit ihre Haut nicht in der Hitze der Sonne austrocknete.

Vor etwa einer Viertelstunde war auch Nautia dorthin verschwunden und bislang nicht zurückgekehrt.

Joelle saß im Schatten der SF-2. Die klimatisierte Luft des Shuttles wehte Joelle durch das Haar. Als jemand die Schleuse verließ und sie sich hinter ihm schloss, riss der kühle Luftzug wieder ab.

Taro trat zu ihr. Zum Glück hatte das Gift auf seinen Körper nicht erneut den Effekt, den das Neuro-Zyt des Nadlers einst bei ihm ausgelöst hatte.

Der junge Karolaner setzte sich wortlos neben sie auf einen Stein und folgte ihren Blicken.

»Ich frage mich, was sie dort bereden«, sagte Joelle. Sie wurde ungeduldiger, je länger die Besprechungen der Gyaan andauerten. Seit sie sich von den Nachwirkungen der Betäubung erholt hatte, verspürte sie wieder dieses Ziehen hinter den Schläfen und der Stirn. Auch Taro hatte berichtet, dass sein Akoluthorum reagierte. Beide konnten sie nicht erwarten, dass die Expedition begann.

Captain Mulcahy hatte der gemeinsamen Suche nach den Gyaan-Forschern im Inneren der Ruine zugestimmt, nachdem sich herausgestellt hatte, dass die in den Schutzanzügen integrierten Medo-Einheiten mittlerweile Antikörper gegen das Gift der Gyaan produziert hatten. Ein zweites Mal würden sie keinem Hinterhalt der Einheimischen mehr zum Opfer fallen.

Ein zwitschernder Ruf erklang vom Eingang der Ruine her. Eine Gyaan, kleiner und zierlicher als die Übrigen, lief auf sie zu. Es war Nautia.

»Sie hat einen Eponen«, sagte Taro zu Joelle. Dunkle Ringe umrandeten seine bronzefarbenen Augen. »Er ist jung, aber lebhaft und unbändig. Ihm fehlt ein Exerzitor.«

»Was ist das?«, wollte Joelle wissen.

»Sie leiten die Eponen, bevor sie ihren Reiter erwählen«, erklärte Taro. »Ohne ihn wird nie jemand auf ihnen reiten können.«

»Vielleicht liegt es auch an der Strahlung des Systems«, überlegte Joelle.

Mulcahy, der in diesem Moment zu den beiden trat, schien die Worte des Karolaners mitgehört zu haben. Er fragte: »Hat die Strahlung noch immer den gleichen Effekt auf Cyx, Taro?«

»Es wurde besser. Aber nicht derart, dass ich es grundlos wagen würde, auf ihm zu reiten.«

Die Gyaan gelangte bei ihnen an. »Wir sind bereit aufzubrechen«, zwitscherte sie.

»Warum hat es so lange gedauert?«, fragte Captain Mulcahy. »Gab es noch Unstimmigkeiten?«

Nautia sah zu ihm hoch und wedelte mit den Armtentakeln, bis ihr bewusst zu werden schien, dass der Mensch ihre Gestik nicht zu deuten wusste. »Die Alten sind misstrauisch. Mein Wort wiegt außerdem nicht viel. Ich konnte sie nur mit dem Glauben an die Götter überzeugen.«

Mulcahy nickte. Zu Joelle gewandt raunte er: »Major Mortimer wird mit ihrem Team vor der Ruine warten, um im Notfall eingreifen zu können.« Er hob die Hand und winkte den übrigen Mitgliedern, ihm zu folgen.

Gemeinsam betraten sie die dunkle, kühle Halle der Ruine und begannen ihre Nachforschungen nach den Vermissten. Bis auf wenige Gegenstände, die ein alter Gyaan namens Dyari als Utensil der Verschollenen identifizieren konnte, fanden sie jedoch keine Hinweise.

Es war zum wiederholten Male Nautia, die auf sich aufmerksam machte. Sie war zielstrebig auf eine Stelle der Halle zugegangen und rief nun: »Ich habe bereits etwas gefunden, bevor ihr hier aufgetaucht seid!« Sie winkte Joelle mit ihren Armtentakeln herbei und zeigte ihr einen vergitterten Schacht.

»Metall«, meldete sie Captain Mulcahy. »Es ist legiert.«

»Entweder waren die Vorfahren der Gyaan einst hoch entwickelt, oder es gab vor ihnen eine andere Kultur auf Fanal II.«

»Oder es handelte sich um Raumfahrer, die dieses Gebäude errichteten«, ergänzte Mary Halova die Aufzählung des Captains. »Ich favorisiere aufgrund der Wandmalereien die dritte Variante.«

»Die eingelassenen Edelsteine stellen die Sternenkonstellationen aus der Perspektive dieses Planeten dar«, erkannte Captain Mulcahy. Für einen Moment fragte sich Joelle, woher Mulcahy dies wissen wollte. Dann fiel ihr ein, dass die Sonden bei ihrer Erkundung auch die Nachtseite von Fanal II überflogen hatten und Mulcahy sich das Bild natürlich problemlos hatte einprägen können.

»Und die Zeichnungen zeigen nicht nur Gyaan«, fuhr die Kryptologin fort, »sondern auch andere Körperformen. Möglicherweise existierten sie auch auf diesem Planeten.«

Ein zweiter Gyaan berichtete von der Entdeckung einer weiteren vergitterten Öffnung. Dies erklärte zumindest, wohin das Wasser abfloss.

Bevor sie ihre Vermutung laut äußern konnte, trillerte Nautia ihren Namen: »Tscho-El! Ich habe einen Schacht entdeckt, der nicht verschlossen ist! Komm schnell!«

Joelle eilte über den immer noch feuchten Boden zu der Gyaan und leuchtete mit ihrer Lampe auf die rechteckige Öffnung im Boden. Die darum siedelnden Algen waren von Wasser getränkt. Einzelne Tropfen fielen hinab in den Abgrund. Jemand hatte vor langer Zeit Stiegen in die Wand gefräst. Die Anordnung ließ auf Humanoide als Erbauer schließen, die etwas kleiner waren als Menschen.

»Ich würde sagen«, rief Joelle, »wir müssen in die Tiefe.«

*

Die Stiegen waren rutschig. Joelle befürchtete bei jedem Schritt abzustürzen.

In einer Tiefe von etwa fünf Metern endete der Schacht. Gänge führten in drei verschiedene Richtungen. Die Menschen konnten darin nicht nebeneinander laufen, dafür war der Weg zu schmal. Immerhin bot er genug Freiheit zu den Seiten und nach oben, sodass die Marines in ihren gepanzerten Anzügen gerade noch hindurchpassten.

Colonel Yefimov war vorausgegangen. Dicht hinter ihm stand einer der Gyaan auf seinen vier Beintentakeln. Das farbige Muster auf seiner ansonsten grauen Haut biolumneszierte. Er winkte seinen Artgenossen.

Joelle hatte sich von Captain Mulcahy bestätigen lassen, dass rote und blaue Farbtöne – und damit auch das Violett, das sie so oft beobachtet hatte – Erregung und Wut signalisierten. Grüne Färbungen der Haut wiesen wiederum auf Beruhigung und Ausgeglichenheit hin. In dieser Hinsicht ähnelten die Gyaan der irdischen Fauna und den Menschen in verblüffender Art und Weise.

»Wieso gerade dieser Gang?«, wollte Joelle von Mary Halova wissen.

»Yefimovs Leute haben Erkundungsdrohnen ausgesandt. Dieser Gang führt direkt zu einer größeren Wegkreuzung mit Schächten in noch tiefere Gefilde.«

»Wohin führen die anderen Gänge?«, fragte Joelle und leuchtete die Wände aus. Grüngraue Faseralgen bedeckten sie. Auf dem Boden lag eine neongelb leuchtende Schnur. Yefimov spulte sie für den Notfall ab, sollten ihre Anzugsysteme versagen und ihnen nicht mehr länger den zurückgelegten Weg weisen.

»Es scheinen Kreisgänge zu sein, die um das Fundament der Ruine führen. Von dort abzweigende Wege enden in undurchdringlichen Felsen.«

»Das haben die Drohnen in dieser kurzen Zeit herausfinden können?« Joelle war in dieser Art von Mission weniger bewandert als die Kryptologin, die bereits einige archäologische Einsätze begleitet hatte.

»Ja. Natürlich sind sie nicht jeder Abzweigung gefolgt, sondern haben sie mit ihren Ortungssystemen ausgelotet. Man kann sich das wie bei einer Fledermaus vorstellen, die Ultraschallwellen ausstößt und auffängt, um sich zu orientieren. In perfektionierter Form tun das auch unsere Drohnen, um sich ein Bild von der Umgebung zu machen.«

Ich kenne das Grundprinzip eines Echolots, dachte Joelle, behielt den Einwand jedoch für sich.

Sie erreichten den Verteiler. Es war eine niedrige Halle mit etwa zehn Quadratmetern Grundfläche. Erneut führte eine in den Fels gefräste Leiter fünf Meter in die Tiefe hinab.

»Unter uns verzweigt sich das System der Gänge«, erklärte Captain Mulcahy. »Dyari, der Anführer der Gyaan, Colonel Yefimov und ich

haben uns darauf geeinigt, in die nächsttiefere Etage vorzudringen.«

Jemand richtete den Strahl seines Helmscheinwerfers auf die Schachtöffnung und stieß einen überraschten Laut aus. Wispern in einer unbekannten Sprache durchdrang die Stille und hallte von den Wänden wider. Eine Gänsehaut zog sich Joelles Wirbelsäule hinab.

Taro trat neben sie und flüsterte: »Tenebrikoner.«

*

»Zurück!«, schallte eine emotionslose Stimme aus dem Kragen des Menschen, der sich Mal-Kehi nannte. Inzwischen wusste sie, dass die Fremden sich bei geschlossenen Helmen unterhalten konnten, ohne dass sie etwas davon bemerkte – fast so wie Uppus Lachen in ihrem Kopf, wenn sie sich das nicht nur einbildete. Die Lautäußerungen der Menschen waren also für sie und die anderen Gyaan bestimmt.

Doch es hätte des Befehls nicht bedurft. Dyari und die anderen hatten die Gefahr schon vor den Menschen gespürt und waren geflüchtet.

Mal-Kehi, Jefi-Moff und vier andere Gestalten in ihren Anzügen blieben breitbeinig mitten im Gang stehen, wobei Nautia sich fragte, wie sie auf ihren lediglich zwei Beinen im Gleichgewicht stehen konnten, ohne umzufallen. Mal-Kehi hatte die Waffe gezogen, mit der auch Ulesi niedergestreckt worden war.

»Feuer!«, rief er.

Aus sechs Waffen lösten sich kaum sichtbare Strahlen, die in den Angreifer, der nicht ganz stofflich zu sein schien, eintauchten. Das Sirren an der gegenüberliegenden Wand zeigte unmissverständlich, dass die Schüsse keine Wirkung zeigten.

Dafür verspürte Nautia einen dumpfen Schmerz in ihrem Kopf. Das beklemmende Gefühl, ersticken zu müssen, breitete sich ihrem Haupthirn aus und lähmte jede Bewegung.

Auch Tscho-El hatte das Visier ihres Anzugs aufgeklappt und hielt sich mit ihren beiden Armen den Kopf. Ihr Aufstöhnen wich einem leisen Wimmern.

Aber so sehr Nautia ihr helfen wollte, so wenig konnte sie tun, auch nicht für Taro, der mit schmerzverzerrtem Gesicht auf die Knie gefallen war.

»Er saugt uns die Lebensenergie aus«, hauchte Nautia.

»Ja, mein Kopf platzt gleich«, ächzte Ulesi.

»Thermostrahler!«, bellte Jefi-Moffs Stimme durch den Gang. Der Lauf der Waffe bohrte sich aus seinem Unterarm und spuckte ohne weitere Vorwarnung Feuer. Die schwarzen Punkte im Nebel schienen aufzuglühen.

Für einen Moment ließen Nautias Kopfschmerzen nach. Selbst die Arme konnte sie wieder bewegen.

»Wir erreichen nichts«, sagte Mal-Kehi.

»Taro, können Sie uns helfen?«, fragte Mal-Kehi.

Nautia kam es vor, als verneinte Taro in Gedanken. Aber dann besann sich der Karolaner offenbar, dass der Mensch ihn so nicht hören konnte.

»Ich bin noch immer geschwächt«, sagte er halblaut. »Tut mir leid.«

Der Druck auf Nautias Kopf verstärkte sich wieder. Die Angst griff mit kalten Armen nach ihr.

»Punktbeschuss!«, befahl Jefi-Moff.

Die Feuerstöße vereinigten sich in einem Punkt an der Peripherie der Monstren, aber sie gingen durch ihn hindurch und ließen die Wand auf der anderen Seite vor Hitze prasseln.

»Es hat keinen Zweck«, rief Mal-Kehi. »Wir ziehen uns zurück. Hier entlang!«

Der Mensch drehte sich um und stürmte den Gang entlang, der von dem Tenebrikoner weg wies. Die anderen folgten ihm und auch Nautia verfiel in die schnellste Gangart der Gyaan, in der jeweils zwei Arme vorne und hinten sie zu einer Art Galopp befähigten. Ulesi lief kurz hinter ihr, wie sie mit einem schnellen Blick feststellte, während ihre Beinhirne das Laufen übernahmen.

Nautia vergaß fast zu atmen. Der Tenebrikoner, der auf vier Beinen ging und sogar die Fremden überragte, hatte Ulesi eingeholt.

Mal-Kehi an der Spitze der Truppe prallte gegen ein Hindernis! Auch die hinter ihm blieben wie angewurzelt stehen. Auch Nautia stoppte, als sie den Grund sah: Vor ihnen bewegte sich etwas. Es war schwarz und schien zu wabern. Dennoch schien es so, als bildeten sich auf dem finsteren Wesen seltsame dunkle Flecken.

Auf der linken Gangseite öffnete sich der einzige Ausweg – ein Durchgang, der mehr als breit genug für die Anzüge der Menschen war.

»Hier … rein!«, rief Mal-Kehi vor ihr gequält.

Alle stürzten hinein, als letzte Nautia und Ulesi. Der Weg führte in eine kreisrunde Halle.

Doch hier waren sie gefangen.

Nautia kauerte sich zusammen, machte sich kleiner, als sie ohnehin schon war. Neben ihr stöhnte Ulesi auf, und auch Tscho-El und Jefi-Moff in ihren Anzügen drückten sich näher an die Wand.

Ein schleifendes Geräusch wie ein Mühlstein auf seinem Widerlager ließ Nautia herumfahren. Jefi-Moff war von der Wand weggesprungen und starrte auf den steinernen Quader, der vor ihm langsam in die Wand glitt. Der Mensch griff nach dem Stein, aber auch die Kraft seines Anzugs konnte nicht verhindern, dass der Block in der Wand verschwand.

»Was geschieht da?«, rief er.

Es dauerte nicht einmal einen Augenblick, bis er die Antwort auf seine Frage erhielt. Ein Knall ließ alle zum Eingang herumfahren, wo ein Block, größer als ein Baumhaus, in den Durchgang hinunterkrachte.

Vom Tenebrikoner war nichts mehr zu sehen, aber ihr einziger Ausgang war versperrt.

Taro stöhnte und Tscho-El wimmerte leise, wobei Nautia nicht erkennen konnte, ob der mentale Einfluss des Tenebrikoners oder die aktuelle Situation dafür verantwortlich war.

»Beruhigt euch«, sagte Mal-Kehi. »Taro, wie sieht es aus? Anders als bei dem Tenebrikoner, der die STERNENFAUST angriff, haben diese hier zumindest ein wenig auf unsere Waffen reagiert.«

»Jeder Tenebrikoner ist anders«, sagte Taro nur. »Vielleicht …«

Ein Quietschen aus der Höhe unterbrach ihn. Gebündelte Lichtstrahlen aus unzähligen Helmscheinwerfern ruckten nach oben. Ihr Schein riss schimmernde Deckensteine aus der Finsternis, die … Die gesamte Decke senkte sich!

In welche Falle waren sie hier geraten? Ohne Ausweg, ohne Fluchtmöglichkeit.

»Optionen?« Jefi-Moffs befehlsgewohnte Stimme hallte durch das Rund der Halle. »Taro?«

Der Karolaner schüttelte nur müde den Kopf.

»Wir könnten die Gauss-Gewehre einsetzen«, meldete einer der Fremden zu Jefi-Moff.

»Mein Scanner zeigt an, dass die Decke aus zehn Meter dickem Granit besteht«, sagte Mal-Kehi resignierend. »Die Trümmer würden uns begraben.«

»Ich kann den Mechanismus anmessen«, meldete Tscho-El, »aber wir kommen nicht an ihn heran.« Sie ließ ihren Helmscheinwerfer über die Decke streichen.

»Halt!«, rief Ulesi in die Grabesstille.

»Was?«, rief Mal-Kehi.

»Tscho-El, komm bitte her«, sagte Ulesi. »Leuchte noch einmal direkt über mich!«

Der Lichtkegel wanderte zum Rand der Decke, die beständig auf sie zu sank.

»Ich habe mich nicht getäuscht«, sagte Ulesi und hob die Arme Richtung Tscho-El. »Kannst du mich hochheben?«

Nautia verstand ebenso wenig wie Tscho-El, aber die Menschenfrau hob Ulesi in die Höhe. Er krallte sich in die Vorsprünge der Wand und kletterte daran hoch. Nautia hielt den Atem an. Jeden Moment musste die steinerne Decke seine Arme berühren.

Doch dann verschwanden erst seine Arme, an denen er sich hochgezogen hatte, dann drückte er seinen Kopf in den Spalt zwischen Decke und Wand. Seine Augen schienen aufzuquellen, als ob der Fels sie aus seinem Kopf drückte, aber sie verschwanden ebenso wie seine Beine in der Lücke.

Er war verschwunden.

Aber die Decke kam unaufhörlich näher. Sie knackte und schabte an der Wand entlang, ein unheimlicher Ton aus Tod und Verderben, in den sich ein fernes Prasseln mischte.

Nautia schloss die Augen. Sie spürte einen Windhauch auf ihrer Haut und riss die Augen auf.

Die Halle mit den anderen war verschwunden. Dunkelheit umgab sie.

Nautia tastete um sich. An zwei Seiten fand sie Widerstand, raue Wände mit Fugen, in denen sich noch Feuchtigkeit fand.

Uppu?, rief sie in Gedanken. *Uppu!*

Aber der kleine Epone meldete sich nicht. Nur dumpfe Laute kamen aus der Wand zu ihrer Seite.

Und dann – ein Krachen – und Licht!

Ein Loch, so hoch wie Nautia und doppelt so breit, klaffte in der Wand.

»Raus hier!« Das war Mal-Kehi. »Schnell!«

Nautia sprang zur Seite, als Gyaan und Menschen durch die Lücke auf den Gang strömten. Sie beachteten Nautia nicht. Sie waren alle froh, der Falle entronnen zu sein. Nur Mal-Kehi musterte sie misstrauisch.

»Na, wie habe ich das gemacht?« Ulesi stand aufgeplustert im Durchgang zu der Halle, die beinahe zu einer tödlichen Falle geworden wäre. Fehlte nur noch, dass er wie auf dem letzten *Fest der Tatkas* vom Oktomore berauscht zu tanzen begann.

»Ganz toll!« Tscho-El packte ihn und zog ihn unter dem schwebenden Felsquader heraus.

Tscho-El blickte nach oben und starrte Mal-Kehi entgeistert an. »Das Loch in der Decke …«, flüsterte sie. »Meine Vision …«

*

»Was ist mit den Tenebrikonern?«, wollte Colonel Yefimov wissen.

»Ich weiß es nicht«, sagte Taro in einem Tonfall, als würde er das Versiegen des Regens an einem trüben Herbsttag feststellen.

Joelle sah zu dem Kommandanten der Marines. Sein Gesicht hatte eine ungesunde Blässe angenommen. Sie verspiegelte ihr Visier von innen und betrachtete ihr eigenes Konterfei – es sah keinen Deut besser aus.

»Haben wir wirklich die Tenebrikoner vertrieben«, mischte sich Joelle in das Gespräch ein.

Taro verengte seine Augen zu Schlitzen, was Joelle mittlerweile als karolanisches Pendant zu einem Achselzucken identifiziert hatte. »Ich denke, es liegt an der Strahlung Fanals. Außerdem sind Tenebrikoner unterschiedlich. Daher war ich zunächst auch nicht sicher, ob es sich bei der STERNENFAUST nicht ebenfalls um ein Werk der Skianer handelt.«

Joelle nickte und blinzelte. Ein Schleier hatte sich vor ihr Blickfeld gelegt. Schmerz durchzuckte ihren Kopf. Sie stöhnte, presste die Hände gegen die Schläfen und kniff die Augen zusammen.

»Lieutenant!« Captain Mulcahy hockte sich neben sie und umschloss ihre Schultern. »Atmen Sie ruhig ein und aus«, empfahl er. Seine

Stimme und seine kräftigen Hände gaben ihr Halt. Der Schmerz verebbte allmählich. »Hatten sie erneut eine Vision?«, wollte der Captain wissen.

Joelle schüttelte den Kopf. »Nur Gefühle. Gefahr«, keuchte sie. »Der Tenebrikoner … ist noch irgendwo … in unserer Nähe.«

»So schnell geben Tenebrikoner nicht auf«, fügte Taro hinzu. Sein Haargespinst knisterte. »Ich glaube immer mehr daran, dass ein weiteres Amulett in diesen Katakomben verborgen liegt.

Das ist der wahre Grund, weshalb die Tenebrikoner von uns abgelassen haben. Sie sind auf der Suche nach dem Akoluthorum.«

»Sie tragen auch eines«, sagte Yefimov.

Taro gab darauf keine Antwort, sodass erneut Turanagi einsprang: »Er hat auch keine Antwort auf ihre Fragen«, sagte er. »Er hat nur vage Vermutungen, die er nicht in Worte kleiden kann.«

»Das müssen wir jetzt auch nicht lösen«, sagte Joelle mit dünner Stimme. »Wir müssen uns beeilen, bevor dieses … *Ding* das Amulett findet!«

»Die Frage ist: Wohin sollen wir uns wenden?«, sprach Colonel Yefimov aus, was sicher allen auf der Zunge lag.

»Wir müssen auf jeden Fall dem Tenebrikoner zuvorkommen«, meinte Joelle.

»Das hilft uns nicht wirklich weiter«, schnaubte Yefimov barsch. »Wir wissen also weder, wo sich das Akoluthorum befindet, noch können wir etwas gegen die Tenebrikoner ausrichten. Und Taro kann uns nicht helfen.«

»Das Risiko des Kampfes müssen wir wohl eingehen«, sagte Joelle.

Ein heller Laut unterbrach ihre Diskussion.

»Nautia!«, übersetze Joelles Translator. Sie sah zu der Gruppe der Gyaan und folgte ihren Blicken. Der Altersgenosse des Mädchens – Ulesi war sein Name – warf seine Armtentakeln nach vorn, zog seinen Körper hinterher und verfiel in die gyaanische Form des Rennens.

In seiner Laufrichtung sah Joelle noch Nautia um die Ecke des nächsten Ganges huschen.

»Ich habe sie, ich habe sie«, übersetzte der Translator Nautias Zwitscherlaute.

»Hinterher!«, rief Joelle und rannte los.

»Lieutenant!« Captain Mulcahy klang aufgeregt. »Was soll das?«

»Nautia hat eine Spur aufgenommen, sonst wäre sie nicht so außer sich.«

Joelle folgte den beiden halbwüchsigen Gyaan durch verwinkelte Gänge und stürzte um die Ecken. Beinahe wäre sie auf dem von Wasser und Algenwuchs glatten Boden ausgerutscht. Im letzten Moment griff sie in das feuchte Gestein und fing sich ab.

Brocken spritzten aus dem Gemäuer und prasselten auf ihren Anzug, schlugen gegen die Scheibe des Helms.

Sie achtete nicht darauf und rannte weiter. Bis der Gang in einer Wand endete. Etwas blitzte auf dem Boden auf. Beinahe hätte Joelle die

mit Wasser gefüllte Schachtöffnung übersehen und wäre in das dunkle Nass gestürzt. Doch sie bremste ab, kurz bevor sie das Loch erreichte.

»Nautia?«, rief sie und der Lautsprecher des Helms gab ihren Ruf mehrfach lautverstärkt wieder.

»Hier ist sie rein«, zwitscherte eine Gyaanstimme.

Joelle sah zu Boden und erkannte das männliche, blau glimmende Hautmuster Ulesis.

»Sie glaubt, eine Spur ihrer Mutter aufgenommen zu haben.« Mit diesen Worten glitt er ins Wasser. Und war wenige Momente später in der Dunkelheit verschwunden.

»Kommt zurück und zeigt uns, wie wir euch folgen können«, rief Joelle ihm noch hinterher. Wenige Momente später war Ulesi in der Dunkelheit des Wassers verschwunden. Es legte sich Stille über den Gang, bis Joelle Schritte vernahm und Captain Mulcahy und einige Marines in ihrem Rücken stehen blieben.

»Lieutenant, was ist in Sie gefahren?«, rief Captain Mulcahy streng.

Seine klaren, graublauen Augen funkelten und schienen sie zu durchdringen.

Sie hob eine Hand und machte: »Psst!«

Joelle lauschte. Sie vermeinte, ein Zwitschern aus dem gefluteten Schacht zu vernehmen, beugte sich über das Wasser und sah in die Finsternis. Erkannte sie dort nicht ein schwaches Leuchten?

Tatsächlich wuchs die Leuchtquelle an, und wenige Momente später tauchte ein Gyaan aus dem Wasser empor und glotzte sie aus seinen ockerfarbenen Glupschaugen an.

Es war Ulesi.

»Folge mir«, zwitscherte er und sank wieder unter die Wasseroberfläche.

Als sie losstürmen wollte, hörte sie die strenge Stimme des Captains. »Lieutenant! Das reicht jetzt!«

Joelle schluckte, doch sie behielt die Nerven. »Sir. Wir haben eine Spur zu den verschollenen Gyaan-Forschern gefunden!«

»Mag sein, aber das Kommando für den Aufbruch erteile ich«, erklärte Captain Mulcahy streng. »Über Ihr Verhalten reden wir später.«

Joelle nickte. Dass sie mehrfach ohne jede Bestätigung abzuwarten, losgerannt war, würde sie noch büßen. Sie konnte vielleicht auf Milde hoffen, wenn sie ihre Schmerzen und einen benebelten Verstand als Entschuldigung heranzog.

»Wir dürfen keine Zeit verlieren, Captain«, sagte sie.

»Wir dürfen nicht kopflos in die nächste Falle stolpern«, widersprach Mulcahy trocken. »Ich bin versucht, sie mit einigen Marines zurück zum Shuttle zu schicken. Ihr Verhalten erweist sich als Sicherheitsrisiko für das gesamte Team.«

Joelle wusste natürlich, dass Mulcahy recht hatte. »Captain«, begann sie, nach Worten suchend, »hier steht viel mehr auf dem Spiel. Und das wissen Sie. Unsere ganze Mission dreht sich um das Auffinden der

Akoluthoren!«

»Ein Argument, das in letzter Zeit ein wenig überstrapaziert wurde«, erwiderte Mulcahy unterkühlt. »Noch so ein Ausrutscher, und ich breche die Mission ab, verstanden?«

Joelle nickte. »Verstanden, Sir!«

»Gut«, sagte er schließlich. »Sie klettern voraus. Wir folgen Ihnen.«

Ohne ein weiteres Wort stieg Joelle in den Schacht. Sofort sank sie in die Tiefe, zückte eine Chemo-Fackel, entzündete sie und ließ sie auf dem Grund sinken.

Der Gang führte nur in eine Richtung, also folgte Joelle ihm. Mulcahy und die Marines kamen ihr dichtauf nach, die Nadler gezückt und an ihr vorbei nach vorn gerichtet.

Nach wenigen Metern ging es wieder an einer Leiter im Gestein aufwärts.

Mit wenigen Armbewegungen stieß sie sich an den Stufen ab und tauchte auf. Vor einer Steinmauer hockte Ulesi und erwartete Joelle. Mit einem Armtentakel winkte er sie herbei.

»Hier sind sie!«

Joelle trat zu ihm. Mehrere Felsblöcke waren zu einer Mauer gestapelt. Sie leuchtete durch eine Öffnung, lugte hindurch und erkannte Nautia, die sich an eine größere, ausgezehrt daliegende Gyaan schmiegte. Dies musste ihre Mutter sein.

»Okay«, sagte Captain Mulcahy. Wasser tropfte von den Panzerplatten ihrer Anzüge. »Kraftverstärker aktivieren. Wir müssen die Fremden befreien.«

*

Die von den Helmscheinwerfern der Menschen angestrahlte Decke spiegelte sich in den Pfützen auf dem Boden. Die Torbögen und Steinquader sahen aus, als wären sie schon einmal an ihnen vorbeigegangen, aber Nautia wusste, dass dies nicht sein konnte. Hier sah einfach alles gleich aus.

Wie viele Etagen befanden sie sich nun schon unter Tage? Nautia hatte längst aufgehört, die Stufen zu zählen.

Vor ihr stapfte Jefi-Moff. Er hatte sich ihre Mutter über die Schulter gelegt, da sie noch immer nicht zu Bewusstsein gekommen war. Den anderen Forschern der ersten Gruppe, die sie aus dem steinernen Gefängnis befreit hatten, ging es nicht besser. Ihre Arme und Beine pendelten von den Schultern ihrer Träger.

Nautia wunderte sich zum wiederholten Male, wie sie die Gefangenen überhaupt gefunden hatte.

Vor Nautia flimmerte die Luft. Ein tiefes Röhren kam aus der Richtung, in die sie gingen, und ließ die feuchte Luft vibrieren.

Jefi-Moff blieb stehen und hob die Faust.

Der ganze Trupp stoppte und lauschte, ob das Geräusch ein zweites

Mal erklang.

Da war es wieder: wie das Rufen eines Tatkas, jedoch mit einer trillernden und – zwitschernden? – Melodie.

»Das sind Hilferufe«, sagte Nautia, obwohl sie nicht wusste, woher diese Erkenntnis gekommen war.

»Bist du sicher?«, fragte Tscho-El, als der schaurige Ruf erneut durch die Gänge hallte.

»Nein.«

»Solange es nicht die Tenebrikoner sind«, sagte Jefi-Moff.

Ein lautes Stöhnen übertönte die fernen Hilferufe.

Nautia schaute nach oben. Neharia, deren Kopf schlaff auf der Seite gelegen hatte, öffnete mühsam die Augen.

»Mutter!«

»N… Nautia«, sagte sie noch sichtlich geschwächt. »Was tust du hier?«

Was war das für eine sinnlose Frage?

»Dich retten«, sagte Nautia stolz, aber die langsam die Arme ihrer Mutter entlanglaufenden rosafarbenen Linien zeigten, dass sie ihr nicht glaubte.

Eine letzte rosa Linie lief sanft aus. Mutter schien die Menschen erst jetzt zu bemerken. Sie drehte den Kopf zur Seite, wo Jefi-Moffs Helm war.

Auch der Kämpfer bewegte seinen Kopf, bis Mutter in seine Augen blicken konnte.

»Und … das … sind?«, stotterte Mutter.

»Menschen«, sagte Nautia. »Sie haben dich und die anderen aus eurem Gefängnis befreit.«

Mutter musterte die Truppe aus Gyaan und Menschen; auch die auf der anderen Gangseite entgingen ihrem Blick nicht.

»Aber wir sind nicht auf dem Weg zur Oberwelt«, stellte sie fest.

»Die Menschen …«, begann Nautia.

»Wir suchen nach einem Amulett, das man Akoluthorum nennt«, unterbrach sie Tscho-El.

Danke, dachte Nautia. *Ich hätte es nicht besser erklären können.*

»Dieses Ako… das soll hier sein?«, fragte Mutter. »Hier ist …«

Das unheimliche Röhren hallte von den Wänden. Mutter zuckte zusammen.

»Ich weiß weder etwas von einem Amulett noch weiß ich, ob es hier ist«, sagte sie. Langsam hob sie einen zitternden Arm in die Richtung, aus der die Laute kamen. »Aber eines weiß ich ganz bestimmt: Das ist unser Häscher, der dort um Hilfe ruft!«

»Was?« Nautia war sprachlos.

»Wer ist es?«, rief Tscho-El, um im gleichen Augenblick mit schmerzverzerrtem Gesicht die Arme an den Kopf zu pressen. Die fünf kleinen Tentakel an den Enden ihrer Arme verschwanden unter ihrem Helm.

Mutter ließ traurige Muster über ihre Haut streifen.

»Ich habe ihn nie gesehen«, sagte sie. »Er hat uns betäubt und dann verschleppt.«

*

»Sie haben es gehört«, sagte Captain Mulcahy!

»Wir müssen trotzdem dort hin!« Joelle konnte kaum noch einen klaren Gedanken fassen. »Das Amulett …«

»Das reicht«, sagte Mulcahy. »Wir ziehen uns zurück!«

»Doch nicht so nah vor dem Ziel!«, flehte Joelle.

»Sie können nicht mehr klar denken, Lieutenant!«, erläuterte Mulcahy ungerührt. »Sie sind besessen von diesem Ort.« Joelle spürte, dass ihn nichts mehr umstimmen würde.

»Sir«, mischte sich nun Yefimov ein. »Ich schlage vor, wir überprüfen zumindest, was sich dort befindet.«

Mulcahy nickte. »Wir schleichen uns an. Sie, Lieutenant Sobritzky, werden nicht von meiner Seite weichen. Verstanden?«

»Verstanden, Sir!« Joelle atmete heimlich auf und spürte, wie sich ihr Herzschlag beruhigte.

Langsam schlich sich das Team voran. Schließlich durchquerten sie einen Torbogen.

Und erstarrten!

*

In der hintersten Ecke des Raumes wankte ein grauenvolles Wesen.

»Was ist das?«, wollte Mulcahy von Nautia wissen.

»Ich hatte nie geglaubt, dass es so ein Wesen gibt«, erklärte die Gyaan. »Ich kenne so ein Wesen nur aus den Erzählungen der Alten. Ich hielt sie immer für Märchen, mit denen man Halbwüchsige zu einem demütigen Leben erziehen wollte.«

»Was ist es?«, fragte Joelle.

»Es ist ein riesiger Hehl!«

Die Fangarme des Wesens peitschten durch die Luft.

Yefimov zielte mit dem Nadler und wartete auf den Feuerbefehl.

Nautia schoss eine Ladung ihres Gifts ab, aber der Tentakel des Hehls zuckte nicht einmal.

Stattdessen schien der Boden leicht zu beben. Dann schälte sich etwas anderes aus der Dunkelheit.

»Der Tenebrikoner!«, rief Yefimov und gab seinen Marines ein Zeichen.

Joelle konnte das unheimliche Wesen nun deutlicher erkennen als beim ersten Angriff. Der Tenebrikoner erinnerte entfernt an eine Gottesanbeterin. Er hatte vier mechanische Glieder, mit denen er sich

fortbewegte und zwei klauenbewährte Arme. Seine Gestalt verschwand immer wieder schemenhaft.

Die Marines, die dem Wesen auf der STERNENFAUST persönlich begegnet waren, hatten später erzählt, es sei gewesen, als habe man den Tenebrikoner nicht wahrnehmen *wollen*. Und es stimmte: Die schwarzen Muster, die sich immer wieder auf seiner Haut abzeichneten, taten regelrecht in den Augen weh. Sie waren wie eine Erinnerung, die man unterdrücken wollte.

Plötzlich wurde Joelle klar, dass sie es gewesen sein mussten, die dieses Monstrum zu dem Hehl geführt hatten.

»Ein Ankrile«, flüsterte Taro.

Joelle riss die Augen auf. Wovon sprach der Karolaner?

»Dieser Hehl ist in Wahrheit ein Ankrile!«

Nun begann Joelle zu verstehen. Dieser Riesen-Gyaan war also kein Monstrum, sondern ein Wesen, das erschaffen wurde, um gegen Tenebrikoner zu kämpfen. Nicht so wie Taro, der auch von einer Wandlung erzählt hatte, die aus ihm einen Ankrilen gemacht hatte. Offenbar waren die Gyaan von Natur aus nicht in der Lage, Ankrile zu werden.

In diesem Moment sah Joelle, wie Nautia sich vor ihren Augen auflöste. Sie glaubte für einen kurzen Moment, zu sehen, wie Nautia halbtransparent auf den Riesen-Gyaan zuflog. Dann verschwand sie vollständig und verschmolz mit ihrem ins Riesenhafte vergrößerten Artgenossen.

»Was geschieht da?«, wollte Yefimov wissen. Fassungslos sah er sich um.

Die Marines und anderen Mitglieder ihrer zwei Fireteams zielten mit ihren Waffen auf den Tenebrikoner, der sie bislang nicht beachtet hatte.

»Nautia reitet ihren Eponen«, erklärte Taro, »um dem Ankrilen im Kampf gegen den Tenebrikoner beizustehen.«

»Dem Ankrilen?«, fragte Captain Mulcahy.

»Der Riese ist der Wächter eines Akoluthorums«, erklärte Taro. »Er ist wie ich ein Ankrile. Er ist … allein.«

Zwei Falten bildeten sich zwischen den Augenbrauen von Mulcahys Gesicht.

»Jeder Ankrile ist irgendwie infiziert«, erklärte Turanagi. »Taro hat es mir erklärt, doch ich habe nicht alles verstanden. Ich weiß nur, dass jeder eine Wandlung durchlaufen muss, um ein Ankrile zu werden. Nur dadurch ist er in der Lage, Tenebrikoner zu bekämpfen. Doch das macht die Ankrilen auch zu Außenseitern. Dieser Gyaan ist so ein Außenseiter. Und daher haust er seit Urzeiten einsam in diesen Katakomben.«

Der Ankrile stöhnte auf. Der Laut entwich der verhornten Mundöffnung und hallte von den Wänden wider.

Sein Leib war sicherlich drei Meter groß und reichte beinahe bis zur Decke dieses größten der unterirdischen Räume.

Der Riesen-Gyaan bäumte sich auf und stieß an die Decke. Gestein

brach daraus hervor und prasselte auf die Menschen und Gyaan nieder, die fassungs- und tatenlos dabei zusehen mussten, wie der Tenebrikoner den Ankrilen attackierte.

Erneut bäumte sich der Riese auf, seine Tentakel wirbelten durch die Luft.

»Deckung«, rief jemand, und die Menschen warfen sich zu Boden. Die Gyaan pressten ihre formvariablen Leiber ebenfalls gegen das von Algen bedeckte Gestein.

Die Spitzen der Fangarme schlugen an die Wände und die Decke. Wieder prasselten Steine auf die Gruppe herab.

»Taro!«, schrie Joelle, obwohl der Karolaner direkt neben ihr lag. »Glaubst du, du kannst dem Ankrilen und Nautia zu Hilfe eilen?«

»Ich … weiß es nicht.« Die Panik war ihm ins Gesicht geschrieben. Das erkannte Joelle trotz der fremdartigen Mimik.

Tränen schossen ihr in die Augen, als der Tenebrikoner erneut »zuschlug«. Rasender Schmerz fuhr ihr über die Schläfen, den Nacken hinauf, in den Kopf.

Sie schrie.

Die Marines eröffneten das Feuer. Anders als auf der STERNENFAUST schienen sie das Wesen damit zu schwächen. Doch das allein genügte nicht. Tenebrikoner konnten – wie sie von Taro wussten – nur mit mentalen Kräften besiegt werden. Zumindest hatten sie bislang keine rein physikalische Waffe finden können, die etwas gegen Tenebrikoner ausrichtete.

»Es … ist … unsere letzte … Chance«, presste Joelle zwischen den Zähnen hervor. »Bitte!«

Einen Moment lang starrte Taro sie an.

Dann griff er nach dem Gauss-Gewehr von Private Becket. Der Marine zögerte.

»Geben Sie es ihm«, forderte Yefimov den Mann auf.

Becket zögerte. »Was soll er mit der Waffe schon anderes ausrichten können als ich?«, sagte er.

»Glauben Sie mir«, erklärte Turanagi. »Er kann es.«

Taro schloss die Augen und schien sich zu konzentrieren. Schweiß und Tränen perlten Taros Gesicht hinab.

Sein Umhang schien kurz aufzuleuchten.

Joelle starrte den Riesen-Gyaan an, der nun schlaff auf dem Boden lag. Die Haut zuckte nur hier und da.

Der Tenebrikoner holte mit seiner Pranke aus, an der sich mehrere spitze Krallen befanden.

In diesem Moment feuerte Taro ab.

Der Gauss-Strahl bohrte sich durch den Fels. Geröll rutschte nach, und der Boden begann zu vibrieren. Joelle befürchtete, das Abfeuern der Waffe könne eine Kettenreaktion auslösen und sie alle bei lebendigem Leib begraben.

Doch dieser Gauss-Strahl war anders. Er ging in gleißende Lichtblitze über, der die Halle hell erstrahlen ließ.

Joelle spürte augenblicklich tiefe Erleichterung. So als sei auf einen Schlag eine bedrohliche Aura zurückgedrängt worden.

Als die Sicht wieder klar wurde, konnte man sehen, dass der Gauss-Strahl den Tenebrikoner an die Wand geschleudert und dort zerschmettert hatte.

Taro fiel erschöpft nach hinten. Der Captain fing den jungen Karolaner geistesgegenwärtig auf und legte ihn vorsichtig auf den Boden.

Joelle hörte noch aus weiter Ferne, wie Mulcahy besorgt fragte, was los sei. »Er ist nur erschöpft«, ertönte die Stimme von Turanagi.

Die Welt begann sich um Joelle zu drehen. Sie klammerte sich an das glitschige Gestein. Für einen kurzen Moment tauchte sie ein in das Gefühl einer Ohnmacht.

Als sie sich blinzelnd zusammenriss, erkannte sie, dass der Tenebrikoner tot war.

Doch auch der riesige Gyaan, den Nautia als Hehl bezeichnet hatte, lebte offenbar nicht mehr.

Dann schien Nautia zu materialisieren. Erst blass und durchscheinend, dann immer reeller kehrte sie ins Hier und Jetzt zurück.

»Taro«, sagte Captain Mulcahy. »Können Sie diesem Ankrilen helfen?«, wollte er wissen. »So wie Sie es bei Private Scott, Kreiß und McLaren getan haben?«

Taro schüttelte sanft den Kopf. »Der Ankrile lag schon im Sterben, bevor er von dem Tenebrikoner angegriffen worden war.«

Nautias Mutter zog sich mit letzter Kraft auf ihre Tochter zu.

»Nautia«, erklang es technischnüchtern aus dem Lautsprecher ihres Translators. Doch Joelle erkannte die Verzweiflung in der Stimme.

Da erst bemerkte sie, wie das Mädchen sich wand. Die Tentakel verkrampften. Ein leuchtendes Etwas schlang sich um ihren Leib.

Es ziepte und zerrte unter Joelles Schädeldecke.

Endlich verknüpfte ihr träger Verstand die Eindrücke. Nautia trug das Akoluthorum, doch ihr Körper war dazu nicht in der Lage. Das Amulett schien der Gyaan die Energie zu entziehen.

Joelle erhob sich auf alle viere und kroch auf das ungleiche Trio zu. Ihre Glieder waren taub und zitterten. Doch sie musste Nautia erreichen, bevor das Akoluthorum sie umbrachte. Die beiden waren nicht füreinander bestimmt. Die Strahlung des Gestirns hatte das Akoluthorum irgendwie verändert. Nautia würde dem Wahnsinn verfallen, so wie andere, die ungeschützt in den HD-Raum blickten.

Mit letzter Kraft gelangte Joelle bei den Dreien an. Die Mutter wiegte ihre Tochter wimmernd in den Armtentakeln.

Joelle griff nach dem Akoluthorum, riss es Nautia vom Leib und presste es an ihre Brust.

Es blendete.

Sie schloss die Augen. Doch das weiße Licht fraß sich durch ihre Lider.

Dann versiegte es und Joelle sperrte die Schmerzen aus. Endlich fiel sie endgültig in Ohnmacht.

*

Nautia winkte mit ihren vier Armen den Raumschiffen nach, die im Dunkelblau des Himmels schnell kleiner wurden und schließlich verschwanden. Sie winkte auch noch, als sie von den stählernen Vögeln der Menschen nicht einmal mehr einen winzigen Punkt sehen konnte, denn sie wusste, dass Tscho-El sie auf dem riesigen Spiegel neben dem Piloten noch sehen würde.

Nautia hatte die Wunder des silbernen Shuttles im Landeanflug auf die Baumriesensiedlung kennengelernt, als der Spiegel Darua bei ihrer Arbeit gezeigt hatte, lange, bevor die Dorfälteste den Vogel selbst auch nur gehört hatte. Während die anderen Gyaan es nicht erwarten konnten, endlich wieder festen Boden unter den Füßen zu verspüren, genoss Nautia den Flug.

Sie konnte es nicht fassen, dass ihr größter Wunsch auf diese Art in Erfüllung gegangen war. Dabei wusste sie, dass die Möglichkeiten, die ihr durch Uppu offen standen, alles bisher Erlebte übertreffen würden.

Der kleine Epone war in den letzten Tagen so wie sie erwachsen geworden. Sie würden gemeinsam über die Wälder von Gy fliegen, die Wüsten besuchen, über den Wellen der endlosen Meere hinwegschweben und vielleicht eines Tages den unendlichen Abgrund zwischen den Sternen überbrücken.

Milde sah sie zu Ulesi, der sie sanft anstupste. So sehr sie ihn noch vor Tagen gefürchtet und abgelehnt hatte, so sehr genoss sie jetzt seine Nähe. Sie hatten sich wider Erwarten als gutes Team erwiesen.

Mit diesem Wissen war sie bereit, Ulesi eine Chance zu geben.

*

Bedächtig strich Joelle über die glatte Oberfläche des Akoluthorums. Die Kette des Amuletts schmiegte sich um ihren Hals. Der Anhänger passte sich ihrem Brustbein an, als hätte er stets an diesen Platz gehört.

Inmitten des perlmuttfarben schimmernden Ovals prangte ein blauer Stein, glänzend, von Schlieren durchzogen und umgeben von weißen Ornamenten.

Joelle sah von ihrem Akoluthorum auf. Sie war nun einer der Träger der Sternen-Amulette – ein Dodekor.

Drei dieser mythischen Gebilde befanden sich nun in ihrem Besitz auf der STERNENFAUST. Und wenn sie alle zwölf fänden, würden sie mit Dana Frost als Botin eines erloschenen Sternenreichs zum Panthesaurum vordringen, um das Gleichgewicht wieder herzustellen und die Milchstraße vor der Großen Leere retten.

Joelle sah auf und starrte auf das Schott zu Max' Kabine.

Wie banal unser Streit doch ist im Angesicht dessen, was um uns herum geschieht, dachte sie.

Einen Moment lang stand sie so da, in Gedanken versunken, hin und her gerissen zwischen der Liebe zu Max und dieser plötzlichen Bestimmung.

Sie war nun ein Teil der Gemeinschaft, die zum Panthesaurum vordringen musste, um all diejenigen zu retten, die ihr am Herzen lagen.

Joelle drehte sich um und ging.

Sie wollte jetzt nicht mit Max sprechen.

Sie wollte allein sein.

ENDE



Der dunkle Herrscher

von Andreas Suchanek

Die STERNENFAUST erreicht ein Sonnensystem, dessen Hauptplanet von einem Schutzschirm umgeben ist. Zugleich tummeln sich mehrere Spinnenschiffe um diese Welt.

Schnell verdichten sich die Hinweise, dass sich auf diesem Planeten ein weiteres Akoluthorum befindet.

Der dunkle Herrscher

des Planeten jedoch benötigt das Akoluthorum und die ihm innewohnenden Kräfte für sich selbst.